Leben
ausgezeichneter Katholiken
der
drei letzten Jahrhunderte.

Herausgegeben unter Mitwirkung Anderer

von

Albert Werfer.

Dreizehntes Bändchen:

Leben

des

Georg Michael Wittmann,

Bischofs von Regensburg,

und des

Alexander von Hohenlohe,

Bischofs von Sardika.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1856.



24.

G. MICHAEL WITTMANN.

Leben

des

Georg Michael Wittmann,

Bischofs von Regensburg.

Von

Albert Werfer.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1856.

Wittmanns Jugend.

An der Grenze von Böhmen, nicht weit von dem Städtchen Pleistein in der Oberpfalz entfernt, liegt ein Eisenhammerwerk, der Finkenhammer genannt. Weniger bekannt und berühmt in der industriellen Welt, ist er desto merkwürdiger als die Geburtsstätte eines Mannes, der durch seine Glaubensstärke und Bußstrenge, durch die eiserne Festigkeit seines Charakters und die heldenmüthige Aufopferung in seinem Berufe wie ein Bild aus den alten glaubens- und kraftvollen Zeiten des Christenthums in unser ungläubiges, verweichlichtes Jahrhundert hereinragt. Dieser Mann ist Georg Michael Wittmann, Weihbischof von Miletopolis, ernannter Bischof von Regensburg.

Er wurde geboren den 23. Jänner des Jahres 1760. Seine Eltern hießen Franz Michael und Anna Wittmann. Vier Knaben waren die Frucht ihrer glücklichen, zufriedenen Ehe, von denen zwei, Georg Michael und sein jüngerer Bruder, Joseph Wilhelm, sich dem geistlichen Stande widmeten. Die für das Wohl ihrer Kinder zärtlich besorgten Eltern scheuten keine Kosten für die Bildung und Erziehung ihrer Söhne; denn sie besaßen ein ansehnliches

Vermögen und dabei eine kernhafte, christliche Gesinnung, die Geld und Gut nicht für das einzige und beste Erbtheil hält, das Eltern den Kindern hinterlassen können.

Sobald Michael zum Gebrauche der Vernunft gelangt war, zeigten sich an ihm auch sogleich deutliche Spuren und Vorzeichen seines zukünftigen Berufes. Schon in den frühesten Jahren bemerkte man an dem Knaben eine auffallende Liebe zur Einsamkeit, obgleich sein Temperament sonst sehr lebhaft war. Im zehnten Jahre brachten ihn die Eltern zu einem frommen Pfarrer in Mißbrunn, wo er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernen sollte. Der fleißige Schüler machte auch in kurzer Zeit große Fortschritte in derselben. Hatte er seine Aufgaben vollendet, so war es seine liebste Erholung, sich in die Hauskapelle des Pfarrers einzuschließen, wo er statt kindischer Spiele gottesdienstliche Gebräuche übte. Sehr oft hörte man ihn auch predigen, wenn er sich allein und unbelauscht glaubte.

Nachdem Wittmann in Weißbrunn einen guten Grund zu seinen weitern Studien gelegt hatte, ging er nach Amberg, und genoß an dem dortigen Gymnasium mehrere Jahre den trefflichen Unterricht der Jesuiten. Mit welchem Fleiße er sich den Studien widmete, davon zeugen die vielen Preise, welche er erhielt. Mit demselben Eifer aber verlegte er sich auch auf die Uebungen des Gebetes und der Frömmigkeit, worin ihm wieder seine Lehrer die trefflichste Anleitung und das ermunterndste Beispiel gaben. Diese vielfach verkannten und geschmähten Männer glaubten nemlich mit Recht, daß sie ihre wichtige Aufgabe damit noch lange nicht gelöst hätten, wenn sie den Kopf der

Schüler mit einer Masse von Kenntnissen anfüllten. Sie wollten ihre Zöglinge nicht blos abrichten, sondern auch erziehen, zu tugendhaften Menschen und guten Christen heranbilden. Da selbst die Kenntniß der Religion und Tugend noch nichts nützt, wenn die Freude daran und die Uebung in derselben fehlt, so suchten sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln in den jungen Herzen die Liebe zu Gott und die Freude an der Verehrung Gottes zu erwecken. Mit verschiedenen geistlichen Uebungen wurde das Jahr hindurch abgewechselt. Sehr oft erhielten die Schüler auch Besuche von den Lehrern. Genau war jedem Lehrer das Privatleben seiner Schüler bekannt. Ein freundschaftliches, väterliches Verhältniß herrschte überhaupt zwischen beiden. So konnten auch schlimm geartete Jünglinge nicht leicht jenem frechen Unglauben und jener zügellosen Unsittlichkeit verfallen, die wir heutzutage an der Jugend so mancher höhern und niedern Schulen wahrnehmen. Waren sie aber von Hause aus gut geartet und zur Frömmigkeit und Tugend geneigt, wie unser Wittmann, so wurde es ihnen desto leichter, sich über das gewöhnliche Maaß der Rechtschaffenheit zu erheben und eine höhere Stufe christlicher Tugend und Heiligkeit zu erreichen.

So lange Wittmann in Amberg war, verließ er selten sein einsames Stübchen, ausgenommen zum Besuche der Kirche oder wegen dringender Geschäfte. Selbst wenn er in den Ferien zu seinen Eltern heimkehrte, mußten ihm diese ein eignes Kämmerchen zum Studieren und Beten einräumen, das er dann ebenso selten verließ und niemals eine Gesellschaft besuchte.

Nach vollendeten Gymnasialstudien bezog er die Uni-

1 *

versität Heidelberg und legte hier den Grund zu jenem ausgebreiteten gediegenen Wissen, das ihm einen der ersten Plätze in der gelehrten Welt gesichert hätte, wenn es ihm je darum zu thun gewesen wäre, vor der Welt zu glänzen und sich einen Namen zu verschaffen. Von da aus machte er auch eine Reise durch einen Theil von Deutschland, und ein noch vorhandener Brief, den er darüber an seine Eltern schrieb, zeigt uns deutlicher, als alle akademischen Zeugnisse es vermöchten, wie er seine Bildungszeit benützt und zu welchem Grade innerer Reife es der neunzehnjährige Jüngling gebracht hatte. „Nicht Vergnügen war es, was ich suchte, schreibt er, sondern Kenntniß der Menschen und meiner selbst.“ Im Gegensatze zu einem prachtvollen fürstlichen Garten schreibt er über eine Gebirgsschlucht, in die er sich bei Coblenz, allein wandernd, verirrt hatte: „Hier fühlte ich weit mehr Vergnügen; die Werke Gottes standen noch unberührt da, keines Menschen Hand hat sie noch verdorben, keine Spur von der Bosheit der Tage ist da, — nur ein undeutlicher Fußpfad; keine Lüge gibt es hier und keine Eitelkeit.“

Als Doktor der Theologie kehrte Wittmann von Heidelberg nach Hause zurück, empfing hierauf im Seminar zu Regensburg die nähere Vorbereitung zum geistlichen Stande und endlich im Jahre 1782 mit päbstlicher Dispensation die hl. Priesterweihe. Am Dreikönigsfeste 1783 brachte er in seiner Vaterstadt sein erstes hl. Opfer dar, sich selbst mit seinem Jesus dem Allmächtigen als ein lauteres, vollkommenes Opfer darbringend. Wirklich war auch von nun an sein ganzes Leben nur die Fortsetzung dieses Opfers; nichts anders, als die vollständigste, unbe-

dingteste Hingabe seiner selbst für Gott und den göttlichen Dienst. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Priester, wie Jesus Christus, sein Erlöser, nicht blos Priester, sondern auch zugleich Opfer sein, sich selbst aufopfern müsse, wenn er ein wahrer Priester sein will. Hört er auf, dieß zu thun, so hat er die Priesterweihe umsonst empfangen und wird das unglückselige Opfer der Welt und der Sünde. Nur aus diesem Grunde läßt sich das beständige Gebet, die strenge Buße, die unermüdete Thätigkeit, kurz das ganze Leben und Wirken des Mannes erklären.

Wittmann als Subregens und Regens des Priesterseminars.

In solchem Geiste und mit solchen Gesinnungen betrat nun Wittmann die mühvolle Bahn der Seelsorge. Er war zuerst Hilfspriester, pastorirte aber bald nachher als Pfarrprovisor auf dem Lande mit großem Segen und zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Fünf Jahre waren ihm so schnell verflossen, reichliche Erfahrungen im Leben hatte er sich bereits gesammelt und in seinem Berufe auch praktisch sich gebildet und vervollkommnet. Er dachte aber nicht daran, nach höhern Aemtern oder Würden zu streben, sondern begnügte sich damit, die Stelle, auf welche ihn Gott gesetzt hatte, auszufüllen. Allein die Vorsehung hatte ihm bereits eine andere zugedacht, wo er mehr, als es in den engen Gränzen seines bisherigen Wirkungskreises möglich war, für die Kirche Gottes wirken und die Herzen vieler Tausende mit dem Lichte seiner Wissenschaft und Frömmigkeit erleuchten und erwärmen konnte. Im Jahre 1788 berief ihn sein Oberhirte, dem die priesterlichen Tugenden, die hohe Frömmigkeit und gründliche Gelehrsamkeit Wittmanns nicht unbekannt ge-

blieben, nach Regensburg als Subregens des bischöflichen Klerikal=Seminars zum hl. Wolfgang.

Hier begann Wittmann jene segensreiche Thätigkeit, die er fast ein halbes Jahrhundert bis zu seinem Tode ununterbrochen fortsetzte. In gänzlicher Absonderung von der Welt fing er an, sich seinem wichtigen Berufe hinzugeben, während er die Zeit, welche ihm von seinen Berufsarbeiten übrig blieb, dem Gebete und Studium der Gottesgelehrtheit, besonders der hl. Schrift, widmete. Mehr als tausend Jünglinge hat er hier zu dem erhabenen Berufe des Priesterthums vorbereitet. Wären alle diese Jünglinge vom Anfange ihres Studiums an in Wittmanns Schule gegangen, so würde ihm diese letzte Vorbereitung ein leichtes und angenehmes Geschäft gewesen sein. Bedenkt man aber, durch welche Schulen Manche vorher hindurchgegangen waren, welch' ein unkirchlicher Geist damals auf diesen Schulen den Studierenden eingeimpft wurde, wie gefährlich und verderblich das freie, ungebundene Leben auf Universitäten für viele derselben werden mußte, so ist es nicht schwer einzusehen, daß Wittmanns Wirksamkeit eine sehr schwierige, aber eben deßwegen desto verdienstvollere war. Wirklich gestanden es auch viele seiner Zöglinge offen, daß sie nächst Gott ihm ihre Rettung aus Unglauben und Sünde zu verdanken hätten. Seinen Verdiensten ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Clerus der Diözese Regensburg stets, selbst in den Jahren der größten kirchlichen Verwirrung, eine vortreffliche Haltung bewahrte. Wo ein Mann, wie Wittmann, sich gleich einem festen Damme den wilden Gewässern des Zeitgeistes entgegenstemmte, da konnte die geistliche Disziplin unmöglich so verfallen, das kirchliche

Bewußtsein unmöglich so abhanden kommen, wie es anderwärts vielfach der Fall war. In ihm konnte ja Jeder die Idee des katholischen Priesterthums gleichsam leibhaftig schauen und auch dem Beschränktesten mußte die unendliche Erhabenheit desselben in die Augen fallen, wenn er dieses echte Bild eines katholischen Priesters mit dem Zerrbilde eines geistlichen Staatsbeamten oder aufgeklärten Volkslehrers verglich, wozu der Zeitgeist die katholischen Priester machen wollte. Heutzutage ist freilich kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben in allen Gauen unsers deutschen Vaterlandes wieder erwacht und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Jeder Erfahrne weiß aber auch, wie viel noch zu thun übrig und wie mühsam und schwierig die Arbeit da ist, wo fast kein Faden kirchlicher Tradition aus der alten in die neue Zeit herüberreicht, wo man, so zu sagen, ganz von vorne anfangen und einen Neubau der Kirche unternehmen muß, weil sie im Sturm und Drang der Zeit fast bis auf die Fundamente verwüstet und zerstört ward. An Wittmann hatte die Diözese Regensburg einen Vermittler, ein lebendiges Bindeglied zwischen der alten und neuen Zeit und durch ihn pflanzte sich die rechte kirchliche Wissenschaft wie Praxis von einer Generation des Clerus auf die andere fort.

So ergoß Wittmann aus den einsamen, abgeschlossenen Räumen des Seminars, wie ein im stillen Waldesdunkel verborgner Quell, die frischen, belebenden Gewässer christlichen Glaubens und Lebens in hundert und tausend Rinnsalen bis in die entlegensten Gegenden seines Vaterlandes. Das Schicksal einer ganzen, großen Diözese hatte Gott in seine Hand gelegt und wahrlich, keinem Würdigern hätte er es anvertrauen können. Sechzehn Jahre

war er Subregens gewesen, als er im Jahr 1803 zum Regens des Seminars ernannt wurde. Diesem Amt stand er bis zu seinem Lebensende treu vor. Fast 46 Jahre lebte er in seinem Seminar und für sein Seminar, keine Würde vermochte ihn davon zu trennen und bei jeder neuen Würde, die ihm übertragen wurde, machte er es zur Bedingniß der Annahme, sich nicht von seinem Seminar trennen zu dürfen.

Die dankbare Anerkennung dessen, was Wittmann als Regens nicht blos für das Seminar, sondern für die ganze Diözese leistete, ging aber auch sogar auf das Volk, auf den gemeinen Mann über. Allenthalben nannte man ihn nur den Herrn Regens, auch Pater Regens. Nie hieß er Pfarrer, Domkapitular, Domprobst; höchst selten hörte man ihn im Munde gemeiner Leute Bischof nennen. Er blieb immer der allverehrte Pater Regens.

Als Regens war Wittmann zugleich Lyzealprofessor der theologischen Sektion. Da aber die Kandidaten des dritten theologischen Kurses, nemlich die Alumnen des Priesterseminars, von dem Besuche des Lyzeums dispensirt waren, um sie unter steter Aufsicht zu haben, so gab ihnen Wittmann im Seminargebäude selbst Vorlesungen über Homiletik, Katechetik, Kasuistik, Schrifterklärung und Liturgik, welche letztere er selbst noch als Weihbischof und ernannter Diözesanbischof vortrug. Seine Vorträge zeugten von einer seltenen Belesenheit, Wissenschaft und hellem Blicke und merkwürdig bewies seine überraschende Originalität, in wie hohem Grade sich freies, selbstständiges Denken mit strengster Rechtgläubigkeit vereinigen lasse.

Seine leitenden Ansichten und Grundsätze in Beziehung auf die Vorbereitung zum Priesterthum hat er selbst

in einer kleinen Schrift: „Nachrichten vom geistlichen Seminar in Regensburg 1803,“ dargestellt und bis an sein Lebensende treu befolgt. Mehr aber als alle Lehrvorträge, Ermahnungen und Uebungen wirkte bei den Zöglingen, wie schon bemerkt wurde, des Mannes eigne Persönlichkeit, das ihm unverkennbar inwohnende, aus allen Handlungen sich offenbarende, in ihm gleichsam verkörperte, geistliche Prinzip: sein lebendiger, unerschütterlicher Glaube an Christus und an die Macht seines Reiches, sein Durchdrungensein von dem tiefen, geheimnißvollen Sinne aller kirchlichen Anstalten und Gebräuche, seine sich hingebende Liebe, seine heldenmüthige Selbstüberwindung und Abtödtung, seine Demuth, Herzlichkeit und Gebetsliebe. Im täglichen Umgange mit einem solchen Manne mußte jeder noch so tief versteckte Funke geistlicher Empfänglichkeit in den Jünglingen geweckt werden. Als besonders segensreich wurden von Allen die vertraulichen Unterredungen gepriesen, die er gewöhnlich Abends auf seinem Zimmer mit jedem Einzelnen zu halten pflegte und die er so ganz dem Gemüthszustande und den Bedürfnissen eines Jeden anzupassen wußte. Eine vorzügliche Herzensangelegenheit war es ihm, in den künftigen Seelsorgern die Liebe zu den Kindern und die Sorgfalt für den Unterricht derselben zu erwecken.

So sehr aber Wittmanns bisheriges Amt die ganze Kraft eines Mannes in Anspruch nahm, so erweiterte sich doch der Kreis seines unermüdeten Wirkens bald noch mehr. Das Muster und Vorbild eines vollkommnen Seelsorgers, wo war es zu finden? Er selbst sollte es werden.

Wittmann als Stadtpfarrer.

Bald nach Wittmanns Ernennung zum Regens des Seminars übergab ihm sein Oberhirte, Erzbischof von Dalberg, die Seelsorge der Pfarrei zum hl. Ulrich, auch Dom- und Hauptpfarre genannt, die gegen 7000 Seelen zählte. Wittmann stand derselben vom Jahr 1804 an bis zu seiner Erhebung zur bischöflichen Würde, sechs und zwanzig volle Jahre vor. Schwer war die Last dieses Amtes, und darum wollte sie ihm der Erzbischof, seine übergroße Anstrengung erkennend, später wieder abnehmen. Aber Wittmann bat dringend, sie ihm zu belassen, denn mit Gottes Hülfe sei ihm diese Last nicht zu schwer. Dieß war wohl das erste- und einzigemal, wo er für sich um etwas bat! Er suchte keine Würde; er erschrack aber auch vor keiner Bürde, die mit dem Amte verbunden war, das er nicht gesucht, sondern aus Gehorsam gegen seine Obern angenommen hatte.

Als Pfarrer ließ er sich vor Allem die religiöse Erziehung und Bildung der Jugend angelegen sein, denn er erkannte wohl, daß davon hauptsächlich eine bessere Zukunft abhänge. Täglich besuchte er die Schulen seiner

Pfarrei, vorzüglich die Mädchenschule im Kloster Sanct Klara, sowie die Knaben- und Mädchenschulen in Stadtamhof. Das schöne Schulhaus daselbst verdankte seine Vollendung besonders seiner thätigen Beihülfe, indem er mehrere hundert Gulden dazu beitrug und demüthig bat, daß man diese kleine Gabe aus seinen Händen — er trug das Geld selbst mit sich — gefällig annehmen möchte. Mehrere Jahre ertheilte er selbst in allen Klassen den Religionsunterricht, wöchentlich 37 Stunden. Sein Vortrag in der Schule war ruhig und still; die Kinder waren es meistens auch. Sah er jedoch ein Kind auf seinem Platze unruhig, dann fuhr er plötzlich auf, mit dem großen, dicken Buche, das er bei sich trug, ausholend, als müsse es arg donnern und einschlagen; — allein es folgte meist nur ein sanftes Klopfen auf die Schulter des Kindes. Denn schon die ernste Miene der Drohung und der Gedanke, die Liebe des ehrwürdigen Vaters einzubüßen, waren hinreichend, das Kind von fernern Unarten abzuhalten. Die vielen Kinder seiner Schulen kannte und nannte er alle bei ihren Namen, gewöhnlich bei den Taufnamen; nicht minder war er mit ihren häuslichen Verhältnissen vertraut. Zu diesem Zwecke behielt er öfters das eine oder andere Kind nach der Schule allein bei sich im Schulzimmer da und erkundigte sich nach Allem, was ihm zu wissen nöthig schien, um demselben rathend, warnend und schützend, wie sein guter Engel, zur Seite gehen zu können. Nicht das Geringste, was physisch oder sittlich für das Kind nachtheilig sein konnte, ließ er unbeachtet. So fragte er einst ein Kind, worin sein Frühstück bestehe, und als er hörte, daß es zum Frühstücke und auch sonst öfters unter Tags Kaf-

fee trinke, sprach er ernst: Das taugt nichts für Kinder; bitte deine Eltern, daß sie dir Milch geben! Auf diese Weise erwarb sich Wittmann nicht blos genaue Kenntniß alles dessen, was ihm zum erfolgreichen Wirken in der Schule diente, sondern auch die einem Seelsorger so unentbehrliche Kenntniß seiner ganzen Pfarrgemeinde, und der Mängel, Gebrechen und Bedürfnisse, auf die er in seiner Pastoration Rücksicht zu nehmen hatte. Hören wir, was er selbst hierüber in seinem Beichtvater für das jugendliche Alter schreibt:

„Vorzüglich vor der ersten hl. Communion der Schulkinder liegt dem Pfarrgeistlichen ob, daß er sie alle einzeln nicht blos über den ganzen katechetischen Unterricht, sondern auch über ihr häusliches Leben, in Bezug auf Morgen-, Abend- und andere tägliche Gebete, über die Beschaffenheit des Bettes und der nächtlichen Ruhe, über ihre häusliche Beschäftigung unter Tags, über die Sitten der Hausgenossen, über das Maß und die Art der Nahrung ausfrage und ein genaues Verzeichniß entwerfe. Durch solche Nachforschungen werden dem Pfarrgeistlichen die einzelnen Familien mit ihrer ganzen guten oder schlechten Lebensweise bekannt und es können in den einzelnen Familien auch die einer jeden entsprechenden Heilmittel angewendet werden, um durch dieselben die Zügellosigkeit in der Lebensweise der Jugend zu beschränken und der Vernachlässigung der unehlichen Kinder zu begegnen. Es ist dieß eine schwere Arbeit; aber wenn sie vor der ersten hl. Communion der Schulkinder zwei Monate lang fortgesetzt wird, so kann man damit bei hundert und noch mehr Schulkindern ganz gut fertig werden. Die Kinder werden durch die Zutrau-

lichkeit des Pfarrgeistlichen erheitert werden und ihre Engel werden sich darüber freuen."

Welch' eine heilige Pflicht ihm der katechetische Unterricht der Kinder war und wie gewissenhaft er diese Pflicht erfüllte, davon erzählt Eduard von Schenk ein Beispiel. „Als ich," sagt er, „im Jahre 1829 auf ein Paar Tage bei Bischof Sailer in Barbling war, wünschte ich Wittmann zu sprechen. Es blieb mir hiezu nur eine Nachmittagsstunde übrig. Ich ließ ihn wissen, daß ich um diese Stunde in die Stadt kommen und ihn besuchen würde. Ich war damals Minister des Innern und jeder andere würde sich beeilt haben, meinem Wunsche zu entsprechen. Er aber meldete mir in wenigen, ehrerbietigen Zeilen, daß er um jene Zeit die Christenlehre in der Schule zu Stadtamhof halten müsse und dieses ihm höchst wichtige Geschäft weder verschieben noch aussetzen könne, mich daher um eine andere Stunde bitte. Mir blieb keine mehr übrig und ich reiste fort, ohne ihn gesehen zu haben. Das Motiv seines Nichterscheinens aber machte ihn mir noch ehrwürdiger, als es sein Erscheinen gekonnt hätte. Zeigte sich Wittmann so einerseits selbst als ein Muster treuer Pflichterfüllung, so bestand er anderseits mit Nachdruck darauf, daß auch die Eltern ihre Pflicht, die Kinder in die Schule zu schicken, nicht versäumten. Die gewöhnlichsten Ursachen der Vernachlässigung der Schule sind die Sorglosigkeit der Eltern, ihre Armuth, die häuslichen Arbeiten der Kleinen, die weite Entfernung der Schule, oder die Feindschaft gegen den Lehrer. Alle diese Entschuldigungen ließ Wittmann nicht gelten; nur an einigen, sehr wenigen Orten glaubte er, könne die Entfernung der Schule für die ganz kleinen

Kinder zur Entschuldigung dienen. Allerdings entging es ihm nicht, daß auch die Schulen ihre Mängel haben, und daß es Lehrer gebe, welche die ganze Aufgabe der Schule nur in die Bildung des Verstandes und in eine Menge von Kenntnissen setzen, welche Verächter des Gebetes sind, und durch Zornmüthigkeit und Ungestüm den Kindern die Schule entleiden. Aber eben in solchen Schulen, meinte er, müsse dann die Sorgfalt des Pfarrers oder des Priesters, dem die Seelsorge obliege, desto größer sein und sie werde auch diese Mängel ersetzen, wenn er mit zärtlicher Liebe gegen die Kinder öfter in der Schule zugegen sei, mit ihnen andächtig bete und die dem kindlichen Gemüthe zusagenden Religionslehren ihnen mit der Herzlichkeit einer Mutter vortrage. Furchtbar ernst und wohl zu beherzigen sind die Worte, die er in dem erwähnten Buche: „Der Beichtvater für das jugendliche Alter“ pflichtvergessenen Lehrern und Priestern zuruft. „Solchen Lehrern,“ heißt es dort, „die Verächter der Religion und des Gebetes sind, werden die Engel der Kinder widerstehen und der Macht der Engel werden Lehrer dieser Art unterliegen. Der Pfarrer aber soll um so fleißiger während der täglichen hl. Messe bei den Kindern sein und über ihre Andacht wachen. Es finden sich auch Schulen, welche von ihren eignen Pfarrern vernachläßigt werden. Solche Pfarrer haben sich selbst das Himmelreich durch ihre Nachläßigkeit im christlichen Unterrichte der Kleinen und in der Bewahrung ihrer Taufunschuld verschlossen; sie sind der Gewalt der bösen Geister unterworfen und werden durch die Macht der Engel von ihrer Stelle gerückt werden.“ Abgesehen aber von jenen Mängeln der Schule, die durch Nachläßigkeit, Pflichtvergessenheit oder bösen Willen her=

beigeführt werden, gibt es noch andere, die sich selbst bei dem besten Willen der Lehrer nicht heben lassen und als einen solchen erkannte der scharfblickende Mann und zärtliche Kinderfreund Wittmann den Umstand, daß die weibliche Jugend nicht von Personen ihres Geschlechtes, sondern von Männern unterrichtet und gebildet werde. Deßwegen gab er sich alle Mühe, es dahin zu bringen, daß die Mädchenschulen Lehrerinnen an der Stelle der Lehrer erhielten und er war es, der mit dem ehrwürdigen Job in Wien zuerst den armen Schulschwestern eine Heimath in Bayern verschaffte. Wenn man bedenkt, was Wittmann in der Schule und für die Schule gethan, so würde man, sofern man sonst nichts von ihm wüßte, glauben müssen, er wäre irgend ein Katechet gewesen und hätte sonst gar kein Geschäft mehr zu verwalten gehabt. Und was hat er nicht außerdem Alles gethan und wie viel außerdem noch verwaltet? Mit dem Unterricht in der Schule verband Wittmann die sorgfältigste Ueberwachung der Kinder in der Kirche. Wenn er in der Schule vor Allem darauf sah, daß die Kinder beten lernten, daß sie sich einen Schatz von frommen Gebeten und Liedern sammelten, so war er nicht minder darauf bedacht, daß sie das Gebet in der Kirche auch wirklich übten. Er sah strenge darauf, daß die Kinder in der Kirche vom ersten Eintritte in dieselbe bis zum Fortgehen äußerlich andächtig, d. h. stille und ruhig sich verhielten und duldete durchaus keine Unordnung. Gegen Ruhestörer war er sehr scharf, entfernte sie aus ihren Bänken und ließ sie in den Kirchengang hinausknieen. Da aber damit noch wenig geschehen ist, da die Kinder ganz ruhig und stille und doch dabei recht langweilig und zer-

streut, in der Kirche sein können, so sorgte er dafür, sie gehörig zu beschäftigen. Er ließ sie theils insgesammt fromme Gebete aussprechen oder hl. Lieder singen, theils in der Stille Gebete hersagen oder aus einem Gebetbuche lesen. Nur so ist es aber auch möglich, daß der Kirchenbesuch der Kinder gute Früchte bringt und daß ihnen nicht das zum Verderben wird, was ihnen zum Heile und zur Erbauung sein sollte. Denn wenn die Kinder in der Kirche schwatzen und unartig sind, so ist ihnen das Kirchengehen zum Verderben und zur Gottlosigkeit. Wenn sie müssig und voll Langeweile in der Kirche sich aufhalten, so wäre es besser, sie wären nicht drinnen. Wie sie in der Jugend dem Gottesdienste beizuwohnen gewöhnt sind, so werden sie's auch später, im reiferen Alter, vielleicht ihr ganzes Leben lang forttreiben und dann ist es freilich nicht zu verwundern, daß in so manchen Gemeinden die Erwachsenen der Kirche entweder ganz den Rücken kehren oder, wenn sie noch dieselbe Gewohnheits halber besuchen, wie Holz auf Holz in den Kirchenbänken lehnen oder endlich gar durch Aergernisse aller Art das Heiligthum entweihen. Was an dem Kinde versäumt worden ist, läßt sich später nur schwer, oft gar nicht mehr gut machen. Nicht umsonst sagt ja der Herr: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich." Wittman trug dieses liebliche Wort des Herrn lebendig in seinem Herzen. Er bewies durch sein ganzes Benehmen und lehrte es, daß ihre Engel das Angesicht des Vaters im Himmel sahen und war daher auch ihr Schutzengel auf Erden. Er predigte durch Wort und That das furchtbare Wort seines göttlichen Meisters: „Wer eines von diesen

Kleinen ärgert, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde." Ein zärtlich liebender Vater kann gegen seine eigenen Kinder nicht so freundlich und gütig sein, als es Wittmann gegen die Kleinen war. Beim Anblick derselben verklärte sich sein Angesicht in hehre Freundlichkeit und Liebe, seine Sanftmuth und Herablassung flößte den Schüchternen Muth und Vertrauen ein; ihnen stand der Zutritt zu seinem einsamen Zimmer wie zu seinem Herzen stets offen; nirgends war ihm so wohl, als unter den unschuldigen Kleinen. Er begleitete seine lieben Kinder bei öffentlichen Prozessionen selbst, führte sie an gewissen Tagen in's Freie zur Erheiterung und erquickte sie mit Erfrischungen. Der liebliche, trauliche Umgang mit ihnen war wohl die einzige Freude und Erholung, die sich der entsagende Mann auf Erden gestattete. Kein Wunder daher, daß sich die Kinder zu ihm hingezogen fühlten, daß sie ihm zuliefen, wo sie ihn erblickten, ihm die Hände küßten, sich an seinen Mantel hingen. Jedem Kinde, reich oder arm, schenkte er, sobald es das erstemal zum Tische des Herrn ging, ein hübsches Cruzifix von schwarzem Holze an einem seidenen Bande. Er suchte diese Feierlichkeit immer möglichst zu verherrlichen; so mußten z. B. die Mädchen weiß gekleidet und geschmückt, mit einer brennenden Wachskerze, die er den Armen verschaffte, erscheinen. In solchem Anzuge erschienen sie auch bei öffentlichen Umgängen, besonders am Fronleichnamstage und erinnerten Alle, die sie sahen, lebhaft an jene hl. Schaaren, die, angethan mit weißen Kleidern, dem Lamme folgen, wohin es geht.

Nächst den Kindern waren es die Armen, die Witt-

manns Thätigkeit in Anspruch nahmen. In den ersten Zeiten der Kirche waren, wie wir aus der hl. Schrift und Kirchengeschichte wissen, eigene Männer, Diaconen genannt, zur Ausübung der Armenpflege aufgestellt. In unseren Zeiten hat die Kirche durch Vereine, wie die Vinzentius-, Elisabethenvereine, und durch die Orden, wie z. B. den der barmherzigen Schwestern, die Armenfürsorge wieder in ihre Hand genommen. Zur Zeit Wittmanns war es anders und die ganze Last derselben ruhte fast allein auf seinen Schultern.

Es will damit nicht gesagt werden, daß der Staat, die Gemeinden oder milden Stiftungen für die Armen nichts gethan hätten oder noch thun, — im Gegentheile, es ist oft nur zu viel für dieselben geschehen; — aber mit dem bloßen Geben und wieder Geben ist noch nicht geholfen, der Abgrund der Armuth nicht geschlossen. Er wird um so größer, je mehr man in denselben hineinwirft. Nur die persönliche Kenntniß der Armen, die persönliche Hilfeleistung, die großmüthige Selbstaufopferung nach dem Beispiele Christi und seiner Heiligen, die mit der leiblichen verbundene moralische Unterstützung ist es, was die Armenfürsorge fruchtbar und segenbringend macht, und in diesem Sinne betrachtete und übte sich Wittmann. Genau kannte er alle armen Familien seiner Pfarrei, ihre Mittel und Bedürfnisse, und eben dadurch war er im Stande, für dieselben zweckmäßig zu sorgen und auch dem Armenpflegschaftsrathe der Stadt die wichtigsten Dienste zu leisten. Standhaft widersetzte er sich, wenn minder Bedürftige auf Kosten wahrhaft Armer aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden wollten und gab dann jenen lieber von seinem Eigenen. Seine gewissen-

hafte Strenge hierin zog ihm zwar manche öffentliche Beschimpfung von frechen Bettlern zu; er ertrug sie aber stillschweigend, als hörte er sie nicht; ja man sah ihn öfters, begleitet von solchen Lästerzungen, den weiten Weg über die steinerne Brücke durch die Stadt ganz friedlich und ohne ein Wort zu sagen zurücklegen.

Den Pfründnern im Armenhause zu Stadtamhof, das er als Stadtpfarrer verwaltete, theilte er, um ihren Neid zu unterdrücken, alle Montage das Holz mit eigenen Händen aus und besuchte sie täglich, um sie zum Frieden und zur Einigkeit zu ermahnen.

Niemand weiß die Zahl derjenigen armen, veranlassen Kinder und Waisen, die an ihm einen Vater und Versorger an Leib und Seele fanden, die er erziehen ließ, denen er Obdach und Kleidung verschaffte. Hievon waren selbst die unehlichen und die Kinder der Lastertöchter nicht ausgeschlossen, denn gerade sie sind ja die ärmsten der Armen. Er ließ sich so tief herab, daß er ihnen oft selbst das Maaß zu den Kleidern und zur Wäsche nahm, und deren Verfertigung besorgte; er selbst trug vielmal die Materialien in die Schule, woraus sich die Kinder ihre Kleidungsstücke machen mußten. Wurden die Armen mit Preisen beschenkt, so legte er selber noch Kleidungsstücke bei. Ueberließ er es zuweilen den Kindern selbst, sich auf seine Kosten Kleidungsstücke machen zu dürfen, so mußten sie ihm solche vorzeigen, wobei sie aber seinem Tadel nicht entgingen, wenn solche zu sehr nach dem modischen Zuschnitte waren. Sein Nebenzimmer war eine Vorrathskammer von Kleidungsstücken für arme Kinder. Im reiferen Alter brachte er dann die Kinder bei christlichen Eltern in Dienste oder bei rechtschaf-

fenen Meistern in die Lehre, bezahlte das Lehrgeld und unterließ nicht, sich fleißig nach ihrem Betragen zu erkundigen. Er suchte sogar die armen Kinder in ihren Wohnungen auf und beschenkte sie. Daß seine Wohlthätigkeit auch hie und da mißbraucht wurde, läßt sich leicht denken, dieß kann aber dem Werthe derselben gewiß keinen Eintrag thun; denn wo wäre etwas Gutes auf der Welt, das die Menschen nicht schon mißbraucht hätten? Daß es mitunter Leute gab, die ihn tadelten, als befasse er sich zu viel und vorzugsweise mit armen dürftigen und unangesehenen Menschen, mit sogenanntem Gesindel, kann ebenfalls Keinen befremden, welcher weiß, daß derselbe Vorwurf schon dem göttlichen Heilande wegen seines Umgangs mit Zöllnern und Sündern gemacht wurde. Unbestritten und ungeschmälert wird Wittmann der Ruhm bleiben, der Freund, Tröster, Wohlthäter und Vater der Armen von Regensburg gewesen zu sein.

Da die Armuth gar häufig eine Quelle von Sünden und Lastern ist, so lernte Wittmann durch den vielen Verkehr mit den Armen auch genau die faulen Flecke ihrer Seelen kennen und bemühte sich mit allem Eifer, diejenigen, welche die Sünde noch ärmer als die leibliche Noth machte, zu bessern und aus ihrer moralischen Versunkenheit emporzuheben. Namentlich gab er sich viele Mühe, die liederlichen Weibspersonen, deren er eine große Anzahl in seiner Pfarrei traf, zu bekehren oder wenigstens in solchen Häusern aufzuräumen, die er als die Nester kennen gelernt hatte, worin Sünde und Verderben ununterbrochen ausgebrütet werden. Er ging selbst an Ort und Stelle und operirte mit Ernst und Liebe, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Vieles ließ

er sich kosten; viel Ungeziefer, Verdruß, Bitterkeit holte er bei solchen Besuchen, vielfach blieben seine Bemühungen ohne Erfolg; dennoch konnten ihm auch die Verworfensten ihre Achtung nicht versagen.

Es war kein blinder Eifer, was ihn antrieb, die Bekehrung solcher grundverdorbener Menschen zu versuchen. Die Liebe Jesu Christi drängte ihn, und konnte er auch nicht Alle retten, so konnte er doch Einige auf bessere Wege bringen, Andere schrecken und einschüchtern, in die Herzen Mancher ein Samenkorn des göttlichen Wortes fallen lassen, das später aufging und Früchte brachte, besonders aber die noch unschuldigen Kinder dem verderblichen Einflusse gottentfremdeter Eltern entreißen und besseren Händen zur Erziehung übergeben. Tief beklagte er, daß die weltliche Macht nicht nur Nichts thue, um der Unsittlichkeit einen Damm entgegenzustellen, sondern sogar die Kirche verhindere, geistliche Strafen und öffentliche Bußen über die Unverbesserlichen zu verhängen. In prophetischem Geiste sagte er voraus, daß durch eine solche Duldung und Begünstigung der Unsittlichkeit der Staat sich selbst bald unvermeidliche Stürme bereiten werde. „Gott allein, sagte er, kann ein so heilloses Sittenverderbniß heilen und er wird es auch thun zu seiner Zeit, mit Arzneien, die vielleicht über alle unsere Erwartung bitter sein werden. Es wird ein Geschlecht unbändiger, zügelloser Menschen heranwachsen, die das Joch der Religion und bürgerlichen Ordnung abwerfen werden. Wo immer ein Keim zur Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung sich zeigt, werden sie sich wüthend zu den Wüthenden gesellen und sich Glück wünschen, die Ordnung und Sicherheit des Staates zerstören

zu können.“ Auch sonst äußerte er öfters, daß böse, traurige Zeiten kommen, er aber dieselben nicht mehr erleben werde. Es hat sich leider nur zu sehr bewährt, welch' richtigen Blick in die Zukunft er hatte, und wird sich vielleicht noch mehr bewähren. Erfreulicher lautet folgende Aeußerung von ihm, die zum Beweise seiner Divinationsgabe hier eine Stelle finden mag. Bei der Einnahme Regensburgs durch die Franzosen kam er mit einem österreichischen Generale zusammen, der sehr bestürzt über dieses für die kaiserlichen Waffen so nachtheilige Ereigniß war. Wittmann tröstete ihn, so gut er konnte und bemerkte endlich, er möge guten Muthes sein, Oesterreich sei noch nicht verloren, es werde vielmehr in der Zukunft noch eine große Rolle in der Weltgeschichte spielen. Ist nicht auch diese Voraussagung, die lange Zeit sehr unwahrscheinlich klingen mochte, schon jetzt zum großen Theile in Erfüllung gegangen?

Die Armen und Kranken seiner Pfarrei suchte Wittmann häufig selbst auf und wartete nicht, bis er gerufen wurde. Armen Kranken war er gewöhnlich Leib- und Seelenarzt zugleich. Unverdrossen eilte er fort, mochte man ihn auch mitten in der Nacht zu Kranken und Sterbenden in die entlegensten und verachtetsten Wohnungen der Stadt holen. Sein Erscheinen wurde aber auch jedesmal wie das eines Engels vom Himmel begrüßt, und in diesen Stätten des Jammers und der Noth zwischen den dunkeln feuchten Mauern halbzerfallener Hütten, in der dumpfen Atmosphäre der Krankenstuben, unter den Trümmern früheren Wohlstandes und den Merkmalen drohender Verzweiflung feierte die christliche Liebe ihre schönsten Triumphe.

Sein Haus- und Krankenbesuch war übrigens meistens kurz; er war kein Freund von vielem Reden; auch gestatteten ihm schon seine Geschäfte, mit denen er überhäuft war, nicht, viel' unnütze Worte zu machen. Hader und Zwietracht in den Familien, besonders wo die Erziehung der Kinder darunter litt, suchte er nicht selten, wenn andere Mittel versagten, dadurch zu beschwichtigen und zu versöhnen, daß er plötzlich mitten unter die Entzweiten und ihre Kinder hintrat, sich auf die Kniee warf und laut das Vater Unser zu beten anfing. Wenn er auch voraussah, daß seine Ermahnungen und Warnungen nichts fruchteten, wollte er doch das Gewissen der Unbußfertigen aufwecken und das seinige salviren, gemäß den Worten: Dixi, et salvavi animam meam.

Unendlich groß war seine Anstrengung und Aufopferung, als zur Zeit des Rückzugs der Franzosen, im Jahre 1813, eine Nervenfieberepidemie in der Stadt herrschte. Tausend Thränen trocknete er da, Tag und Nacht war er nicht nur für das Wohl seiner Pfarrkinder, sondern auch für das der Fremden besorgt. Zu Hunderten lagen die Kranken und Sterbenden halb nackt und voll Unrath in dem Spitale zu Sankt Magnus in Stadtamhof aufgehäuft; die furchtbarste Ansteckung wüthete unter den Unglücklichen, täglich wurden Schiffe voll Leichen auf den untern Wörth, eine Insel in der Donau, gebracht und dort begraben. Er allein besuchte den Spital und verwehrte seinen Hilfsgeistlichen den Eintritt: „Sie sollten sich für die Pfarrei erhalten, um ihn sei es kein Schade." Da lag er denn unter den eckelhaften Kranken, sprach ihnen geistlichen Trost zu, reichte ihnen die hl. Sakramente, vernahm

ihre letzten Seufzer und ließ sie in seinen Armen verscheiden, dann eilte er heim, trug ihren Namen und Geburtsort sorgfältig in die Pfarrbücher ein, um auch ihren Familien einst Nachricht von ihnen geben zu können. Seine Kenntniß der französischen Sprache kam ihm hiebei vorzüglich zu statten. Viele Wochen trieb er es so, bis er endlich selbst von der Seuche ergriffen und dem Tode nahe gebracht wurde. Er glaubte und wünschte schon damals zu sterben; allein er war noch zu Größerem aufbehalten. Diese seine Verdienste konnten natürlich auch den weltlichen Behörden nicht unbekannt bleiben und man ging damit um, ihm den Civil=Verdienst=Orden zu verleihen. Wittmann hörte dieß, als er eben einmal aus dem Spitale zurückgekehrt war und bemerkte, wie eine Laus an seinem Kleide hinaufkroch. Dieß gab ihm Veranlassung zu der Aeußerung, daß wohl vor Gott eine Laus, auf solche Art erworben, den Menschen mehr ziere und verdienstlicher für ihn sei, als alle Orden und Auszeichnungen der Welt. Vielleicht wurde diese Aeußerung, die ganz dem einfachen, kräftigen und tief religiösen Wesen Wittmanns entspricht, wider dessen Willen, wie es oft geschieht, weiter verbreitet und kam zu den Ohren der Behörden, die darin eine Beleidigung und Verachtung erblicken mochten und so unterblieb dann die Sache.

Je größer übrigens die Gefahr und allgemeine Noth war, desto mehr zeigte sich Wittmanns Entschlossenheit, sein Muth, seine rücksichtslose Hingebung, seine Liebe und Hirtentreue. Er erschien dann wie ein rettender Engel aus einer besseren Welt, mitten in den größten Gefahren. Die Donau war einst über ihre Ufer getreten und hatte die

niedrig gelegenen Theile der Stadt, so wie die um Regensburg herumliegenden, zu seiner Pfarrei gehörigen Orte überschwemmt. Die ganze Gegend glich einem weiten See, aus dem nur hie und da ein Baum oder der Giebel eines Hauses, auf den sich die geängstigten Bewohner geflüchtet hatten, hervorragte. Manche derselben hatten schon mehrere Tage ohne Speise und Trank in dieser fürchterlichen Lage zugebracht. Da ließ sich Wittmann nicht mehr länger abhalten, den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, bestieg einen Kahn und fuhr mit eigener Lebensgefahr zu den vom Wasser umspülten Häusern, um die bedrängten Einwohner in Sicherheit zu bringen oder mit Nahrungsmitteln zu versehen.

Als Pfarrer einer so großen Gemeinde hatte Wittmann schon der Geschäfte genug; nichts destoweniger wurde er bald nach seiner Ernennung zum Pfarrer auch zum wirklich frequentirenden Consistorialrathe ernannt. Nebst dem war er noch Rath bei dem bedeutenden Sankt Katharina-Spitale, wo er sich äußerst thätig bewies und den ersprießlichsten Nutzen leistete. Bei seinen vielen Geschäften versäumte oder vernachlässigte er aber dadurch keines. Er scheute keine Mühe und Beschwerde, weder bei Tag, noch bei Nacht. Den Tag vollbrachte er in den Arbeiten seines Berufes, die Nacht im Wachen, Gebete und Buße; ja er erlaubte seinem ermüdeten Körper nicht einmal ein Bett, indem er auf einem harten Lager, einem Brette, schlief. Noch viel weniger gestattete er sich sonstige Bequemlichkeiten und Erquickungen. In dem Seminar, wo er wohnte, besaß er ein einziges Zimmer, das einer Klosterzelle glich. Wenige Stühle, ein Tisch, ein Schrank, alles von gewöhnlichem

Holze, die niedrige und harte Lagerstätte und eine kleine Büchersammlung bildeten die ganze Einrichtung des Zimmers. Da er eine eigentliche Bedienung, außer zum Schicken, nie hatte, am allerwenigsten eine weibliche, so versah er deren Dienst gewöhnlich selbst, so daß er z. B. öfters und in eigener Person des Nachts sein Zimmer auf den Knieen aufwusch und reinigte.

Ausgehen sah man ihn nie anders, als in dem langen, schwarzen Priestergewande, dem Talar, und dem weiten, faltigen Mantel darüber. Die kurze enge Kleidung, in welcher sich der Körper in seiner ganzen Gestalt darstellt, war ihm überhaupt, nicht blos an Priestern, sondern auch an Laien zuwider und er hielt sie für unanständig und schändlich.

Gleich einfach, wie seine Wohnung und Kleidung, war auch seine Nahrung. Dennoch glaubte der demüthige und strenge Mann immer noch, er pflege seinen Leib zu delicat und schone ihn zu sehr. Er machte sich's zum Vorwurfe, daß er sich des Tages mehrmals sättige und so das Fett der Heerde verzehre, während viele fromme, arme Christen seiner Gemeinde des Tages nur einmal eine Brodsuppe, oder Mehlspeise, und diese sogar oft ohne Eier und Schmalz, hätten.

Spät am Abende besuchte er oft noch den Gottesacker, dessen neuerbaute Kirche größtentheils ihm ihre Existenz zu verdanken hatte. Dort betete er für seine im Grabe ruhenden Pfarrkinder. Seine Hirtentreue, nicht zufrieden, ihnen im Leben Alles zu werden, reichte noch über das Grab hinaus und selbst der Tod konnte seine Schäflein seinem Herzen nicht entreißen.

Betrachten wir nun noch Wittmanns Wirken auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Wenn es wahr ist, daß es bei der Verwaltung des Predigtamtes nicht blos darauf ankömmt, was und wie gepredigt wird, sondern auch darauf, wer predigt, und wenn schon die Heiden von einem Redner verlangten, daß er ein guter, tugendhafter Mann sein müsse, so läßt sich leicht denken, welchen Eindruck die Worte eines solchen Mannes, wie Wittmann, auf die Zuhörer machten. Schon seine bloße Erscheinung auf der Kanzel war eine Predigt der Gottseligkeit. Nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit bestand seine Predigt, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft, wie es der hl. Paulus im ersten Brief an die Korinther von sich bezeugt und von allen christlichen Rednern verlangt. Alles, was er sagte, war selbst-Erfahrenes, selbst-Erlebtes. Der Vortrag seiner Predigten und Christenlehren war nicht studirt und nichts weniger als auserlesen; er war höchst einfach; er trug alles im Conversations- oder Gesprächston vor, leise, wie er gewöhnlich sprach, und man durfte wohl das Gehör anstrengen, um ihn zu verstehen, besonders, wenn man seine Art und Weise nicht gewohnt war; aber wenn er etwas betonen wollte, dann rollte seine Stimme wie ein ferner Donner. Seine Predigt kam von Herzen und ging zum Herzen, umsomehr, als er sie nach Inhalt, Wort und Ton ganz den Bedürfnissen seiner Zuhörer anpaßte. Es war, wenn er den Mund öffnete, wie wenn er die Reihe seiner fortwährend mit göttlichen Dingen beschäftigten Gedanken auf der Kanzel nur laut fortsetzte. Wie ein treuer Hausvater brach er den Armen und Demüthigen das Brod des Lebens; wer darnach hungerte,

fand bei ihm volle Sättigung; wer aber Leckerbissen gekünstelter Rede suchte, fand sich getäuscht; denn auf Gottes Tafel gehörte ihm nur Brod und Wein. Und dennoch brach seine innere Begeisterung nicht selten unbewußt in wahrhaft dichterische und erhabene Worte und Bilder aus. Unvergleichlich schön z. B. ist jene Stelle aus seinen Vorträgen über die Leidensgeschichte, in der er von Christus, dem dornengekrönten Könige vor Pilatus, spricht. „Christi Macht, sind seine Worte, ist ein lauteres Dulden; sein Szepter ist ein Schilfrohr. Das Schilfrohr beugt sich und duldet. Der Sturm reißt Zedern ab, entwurzelt Bäume; das Schilfrohr beugt sich. Es kommen Wasserströme, reißen Häuser mit sich fort; das Schilfrohr beugt sich, wie der Strom läuft und steht dann wieder da. Es kommt brennende Sonnenhitze, versengt Laub und Gras; das Schilfrohr bleibt stehen und verdorrt nicht. Der Feind kommt, zertritt Felder und Fluren, das Schilfrohr steht im Schlamme und bleibt.“

Der Redner stellte in diesen Worten nicht nur seine Grundanschauung und Redeweise, sondern auch sein eigenstes inneres Wesen dar. Er selbst, der stille Dulder mit seiner unverwüstlichen Beharrlichkeit in allem Guten und Heiligen, er selbst war dieses Schilfrohr.

Im Beichtstuhle bewies er sich als gerechter Richter, als liebevoller Vater und verständiger Arzt der Sünder. Er polterte und lärmte nicht und war eher zur Milde, als zu übergroßer Strenge geneigt. Manche Sünder, welche glaubten, von ihren Beichtvätern zu strenge behandelt worden zu sein, nahmen zu ihm ihre Zuflucht und unterwarfen sich willig seinem Ausspruche. Alle seine

Beichtkinder, besonders aber Jünglinge und Mädchen, hielt er ernstlich zum öftern Empfang der hl. Sacramente an, denn er wußte wohl, daß der Mensch es durch sich selber nicht vermöge, weder seine Launen zu überwinden, noch seine bösen Gewohnheiten auszurotten, noch seine Hoffart zu bändigen, noch seiner Vernunft zu folgen, noch fortzufahren das Gute zu wollen, das er einmal gewollt hatte. Gleichwie die Bekehrung zum Guten, so ist auch die Beharrlichkeit im Guten eine Gnade Gottes, die nur durch fortgesetztes Gebet und fleißigen Gebrauch der Gnadenmittel erlangt wird. Wittmann hielt es für eine Versündigung gegen den Glauben an Christus und seine Erlösungsgnade, wenn Beichtväter sich einbilden wollten, durch philosophische Mittel und Vorstellungen zeitlicher Vortheile Bekehrungen zu bewirken. Dabei sei es nicht anders, als wenn Ein böser Geist ausziehe und sieben ärgere dafür einziehen.

Besondere Geschicklichkeit besaß er in der Leitung und Führung solcher Personen, die einen Antrieb zu höherer Gottseligkeit und Vollkommenheit in sich zu haben glaubten. Er fand bald heraus, ob sie wirklich zu einer solchen höhern Stufe christlichen Lebens berufen waren oder nicht. Auch hütete er sich sehr, in dieser Sache etwas mit menschlicher Weisheit, die ihm überhaupt zuwider war, bewirken zu wollen. Wer immer Menschen mit menschlicher Weisheit zu einer solchen Gemüthsstimmung und Lebensweise anleitet, sagte er, der wird nichts ausrichten, sondern vielmehr die Seelen jämmerlich verzerren, so daß sie am Ende nicht einmal mehr im Stande sind, die ordentlichen Gaben Gottes gehörig anzuwenden. Fand er

aber eine Seele, an der er bemerkte, daß Jesus sie auf besondere Weise an sich ziehe und sich ihr als Bräutigam erweisen wolle, so vertraute er auf die Gnade Gottes trotz aller menschlichen Klugheit. Er forderte nicht, daß eine solche Seele von allen Sünden auf einmal frei sein sollte, sondern überließ es der göttlichen Barmherzigkeit, sie zu bewahren und zu reinigen. Sehr gerne sah er es, wenn mehrere solcher Seelen sich vereinigten und ein gemeinsames Leben führten, denn er glaubte, daß dieß nicht nur zu ihrer eigenen Heiligung viel beitragen, sondern auch auf Andere einen heilsamen Einfluß üben würde, welche zu gewissen Zeiten zu ihnen kämen und ihre Lebensweise kennen lernten.

Mit einem körnigen Ausdrucke nannte er Diejenigen, welche nach den evangelischen Räthen lebten und höherer Vollkommenheit sich beflissen, das Mark in den Gebeinen der Kirche. Ohne frisches, gesundes Mark trocknen die Gebeine aus und verdorren, die Gelenke erschlaffen und ziehen sich zusammen, die Glieder werden steif und unbeweglich, der ganze Körper erstarrt. So verhält es sich auch mit der Kirche. Wenn sich in ihr nirgends mehr heilige, vollkommene Seelen fänden, so möchte wohl die äußere kirchliche Ordnung und Verfassung, gleichsam das Knochengerüste des Kirchenkörpers, noch bestehen und fortdauern können, aber derselbe würde bald, innerlich ausgetrocknet und verdorrt, in eine Unthätigkeit und Erstarrung versinken, die dem Tode ähnlicher als dem Leben wäre. Die Geschichte lehrt, daß jeder neue Aufschwung, jede erneuerte Lebens- und Liebesthätigkeit der Kirche von solchen auserwählten Seelen ausging, die nicht bloß die

Gebote, sondern auch die Räthe des Evangeliums zur Richtschnur ihres Lebens machten, und indem sie die Tugend in heroischem Grade zu üben sich bestrebten, auch die große Masse der gemeinen Christen, der Lauen und Feigen begeisterten und zu einem höhern Ziele und edlern Streben mit sich fortrissen.

Wittmann tadelte deßwegen jene Geistlichen scharf, welche solche besondere Gaben Gottes an den Seelen nicht wahrnehmen und pflegen konnten oder wollten. Daß er andrerseits auch das Benehmen Derjenigen nicht billigte, welche alle ihnen anvertrauten Seelen ohne Unterschied, gleichviel ob sie innern Beruf haben oder nicht, auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben und mit allerlei künstlichen Mitteln gleichsam hinaufzuschrauben suchen, dadurch aber in denselben statt eines geistesfrohen, in sich klaren innern Lebens nur ein trübsinniges, gefühliges, nicht selten abentheuerlich hoffärtiges Betschwesterthum befördern, ist aus seinen oben angeführten Aeußerungen genugsam zu erkennen. So sehr er auf Frömmigkeit und Andacht drang, so konnte er doch die sogenannten Betschwestern nicht wohl dulden; billigte es auch nicht, wenn von Frömmlern und Kopfhängern Konventikel gehalten wurden. Sein Scharfblick wußte wohl Heuchelei und Gleißnerei von wahrer Andacht und Frömmigkeit zu unterscheiden. Den Aberglauben haßte er, wie den Unglauben, und wies Alle, die sich wegen dergleichen Sachen im Vertrauen auf seine Frömmigkeit an ihn wandten, theils schnöde, theils belehrend und mit Hinweisung auf göttliche und weltliche Gesetze von sich. Je ächter, gründlicher, gediegener seine eigene Frömmigkeit war, desto mehr haßte

und verabscheute er Alles, was derselben Unächtes, Unlauteres, Falsches beigemischt zu werden pflegt und nur zu oft geeignet ist, auch die wahre Frömmigkeit in Verruf zu bringen.

Der Grund seiner Frömmigkeit war der stete Wandel in Gottes Allgegenwart. Wenn er aber am Altare stand, die hl. Sacramente ausspendete oder das hl. Meßopfer feierte, dann war er wie verklärt; sein Geist schien ganz in einer andern Welt und schon mit Demjenigen vereinigt zu sein, dessen Stelle er vertrat. Neu erquickt und belebt an Leib und Seele ging er jedesmal von diesem hl. Mahle an sein mühsames, beschwerliches Tagewerk, und mit neuem Hunger und Durste kehrte er wieder von demselben an den Altar zurück, um mit dem Fleische und Blute des Sohnes Gottes seine Seele und seinen Leib zu speisen und zu tränken. Die kirchlichen Vorschriften und Gebräuche bei der hl. Messe beobachtete er höchst genau und gewissenhaft; seine Stimme, sein Blick, seine Haltung war der Ausdruck der höchsten Ehrfurcht vor diesem hl. Geheimnisse, der höchsten Verdemüthigung und Bußfertigkeit. So andächtig er indessen die hl. Geheimnisse feierte, so wollte er doch nicht durch zu langes Messelesen den Anwesenden beschwerlich fallen und nahm immer die gebührende Rücksicht darauf, daß er nicht bloß für sich, sondern auch für Andere die hl. Messe las. Gewiß ging aber Niemand aus derselben hinweg, der nicht durch seinen Anblick erbaut und ergriffen gewesen wäre, selbst dann, wenn er, wie es bei Andersgläubigen der Fall zu sein pflegt, die Bedeutung dieser hl. Handlung nicht verstanden hätte. Ueberhaupt konnte Keiner, der, wie immer, mit ihm in Berührung

kam, dem Eindrucke, den sein ehrfurchtgebietendes Aeußere machte, sich entziehen. Es war eine Gestalt von mittlerer Größe, etwas gebückt, das Haupt gesenkt, das dunkle Haar kurz abgeschnitten, die Züge mehr fein als groß, das Auge wie ein Sonnenstrahl durch Wolken, die Stimme gedämpft und leise, die Sprache weder rasch noch lebhaft, die ganze Erscheinung das Bild der tiefsten, innersten Demuth und Abtödtung.

Dennoch gab es auch Menschen, wer sollte es glauben, deren Verwilderung und Ruchlosigkeit so groß war, daß sie sich nicht scheuten, sich an seiner ehrwürdigen Person zu vergreifen und mehr als einmal kam es vor, daß er nächtlicher Weile, wenn er zu Kranken oder Sterbenden ging, angefallen, beraubt und thätlich mißhandelt wurde, was er jedoch immer duldete und so viel als möglich verschwieg. Die Zurückleitung verführter Personen auf den Weg der Zucht und Sitte war es hauptsächlich, was den Haß verdorbener Menschen gegen ihn erregte und sie antrieb, ihn ihre Wuth und Rache fühlen zu lassen. So wandelte er einst bei dunkler Nacht über die lange steinerne Brücke, welche die Stadt Regensburg mit dem gegenüberliegenden Städtchen Stadtamhof verbindet, um zu dieser Zeit, wo Andere sich dem süßen Schlummer überlassen und von der Arbeit des Tages ausruhen, die heiligen Pflichten seines Amtes am Kranken- und Sterbebette rastlos zu erfüllen. Unter ihm rauschte die Donau und ihre ungestüm forteilenden Wellen brachen sich schäumend und tosend an den gewaltigen Pfeilern der Brücke, die sie in ihrem raschen Laufe aufhielten. Der Himmel über ihm war mit dunkeln Wolken überzogen, aus denen nur hie

und da ein Sternlein mit ruhiger Klarheit hervorglänzte. Wohl mochte er in diesem Augenblicke sich aus der Welt, an deren unruhiges Treiben und flüchtiges Vorübergehen ihn die Wogen des Stromes so lebhaft erinnerten, hinwegsehnen nach jener Ruhe und jenem Frieden, der ihm aus den klaren Aeuglein des Himmels, den funkelnden Sternen, so süß und wonnevoll entgegenstrahlte. Da fühlte er plötzlich sich von zwei mächtigen Armen gepackt und mit Riesenkraft über das Brückengeländer hinausgehoben, schwebend zwischen dem Himmel und dem wilden, brausenden Strome. Nur einen Ruck noch, ein Loslassen der Arme, und er lag in dem Abgrunde, in dem nassen kalten Wellengrabe. Jeder Andere würde in einer so verzweifelten Lage vor Angst und Schrecken außer sich gekommen sein; er aber, voll Freude, so bald und unerwartet in die Heimat des Friedens und der ewigen Belohnung eingehen zu dürfen, nach der sich sein Herz sehnte, sprach mit gewohnter Ruhe zu seinem Verfolger: Nun, was zögerst Du? Laß fallen! Laß fallen! Aber Dieser ließ ihn nicht fallen. Sei es, daß sein Gewissen erwachte und ihn schreckte, sei es, daß eine solche Geistesgröße des Mannes ihn überwältigte, — er zog ihn wieder über den Rand der Brücke zurück und ließ ihn unangefochten seines Weges weiter gehen.

Welchen Heldenmuth und welche Todesverachtung Wittmann besaß, zeigte sich insbesondere in dem Kriege im Jahre 1809, wo die feindlichen Armeen sich um den Besitz von Regensburg stritten. Die Stadt war bald in den Händen der Oesterreicher, bald in denen der Franzo-

sen. Was die Einwohner dabei litten, läßt sich leicht erachten. Wittmann aber, als wahrer Menschenfreund ohne Furcht und voll Liebe und Erbarmen, war überall, wo Hülfe am nöthigsten war. Doch dieser Schreckenstag der Erstürmung Regensburgs, der denkwürdigste in Wittmanns Leben, verdient einen eigenen Abschnitt.

Regensburgs Erstürmung
den 23. April 1809.

Diesen merkwürdigen Tag beschreibt Wittmann selbst in seiner „Nachricht vom Brande des erzbischöflichen Seminars in Regensburg“.

Ich will hier umständlich erzählen, sind seine Worte, wie wenig die Franzosen bei ihrem Eindringen in die Stadt bemerkt wurden. Eine halbe Stunde vorher nach 3 Uhr wurde durch eine Haubitze die Scheune des Frauenklosters zu Sankt Klara angezündet, zunächst an dem Orte, wo Bresche geschossen wurde. Als ich von meinem Zimmer aus den Brand sah, so eilte ich dahin, um zu sehen, was zu retten sei. Das Kloster selbst war dießmal ohne Gefahr, aber die unter dem Kloster gelegenen Klostergebäude, waren wegen des dahin wehenden Windes nicht mehr zu retten, sie mußten den Flammen überlassen werden. Allein das an der Gred gelegene Domkapitel'sche Haus Lit. G. Nro. 18 wäre wegen der Entfernung leicht zu retten gewesen. Es kam eine Feuerspritze, vom Rathhause von zwei Polizeidienern herbeigezogen; sonst aber kam Niemand zu Hülfe, auch nicht einmal die Bewohner der nächsten Häuser. Viele Leute waren in den Kellern, viele waren in die Mitte

der Stadt geflüchtet. Die Polizeidiener und ich stellten die Spritze an einen sehr bequemen Ort, und hofften etwas leisten zu können, wenn nur noch etliche Mithelfer gekommen wären.

Da fielen etliche Kanonenkugeln in der Nähe, eine Kugel warf vom nächsten Haus einige Trümmer Mauer herunter, die Polizeidiener gingen also wieder ab, um Rapport zu geben. Ich verweilte noch ein wenig, und zeigte zwei Bewohnern des Hauses Nro. 18, wie leicht die Rettung ihres Hauses wäre und daß ohne die Rettung ihres Hauses das ganze Quadrat der Gred abbrennen könne, welches auch wirklich geschah; allein sie fingen an, Geräthschaften auszuschleppen, und verzweifelten, etwas leisten zu können. Hier waren die Franzosen schon zunächst an der brennenden Stelle in der Stadt herunter gestiegen, und es geschah nicht ein einziger Schuß. Weil ich alles sicher zu sein glaubte, wollte ich nicht geraden Weges, sondern durch die Drei-Kronenstraße nach Hause gehen, wo ich durch die Höhe der Häuser vor den Kanonenkugeln gedeckt wäre. Ich ging aufwärts dieser Straße zu. Vor mir ging ein östreichischer betrunkener Soldat (viele Soldaten bekamen keinen Bissen zu essen, und so wurden sie von einem mäßigen Trunk Bier schon betäubt), dieser stammelte etwas daher, auf das ich nicht merkte, ich sah auch nicht einmal vorwärts, sondern ging traurig die Gasse hinauf. Es war aber oben in der Kronenstraße ein einziger französischer Soldat, der auf den betrunkenen Oestreicher, neben dem ich eben vorbei gehen wollte, schoß; und als der zu Boden fiel, sah ich zwar einen grünen Mann oben an der Straße, konnte aber kaum glauben, daß es ein

Franzose wäre. Ich merkte nun die Unsicherheit dieses Weges, und kehrte um, damit ich den nächsten Weg nach Hause eilen könnte. Nun kamen etliche zehn östreichische Soldaten und fragten mich: Wo sind sie? Sie hatten diesen ersten Schuß in der Stadt gehört, und ihren Kameraden fallen gesehen, und hatten nicht gewußt, daß schon Franzosen in der Stadt seien. Ich antwortete, daß ich nur einen grünen Mann gesehen hätte, und eilte die Stadt hinunter, um nicht von den nachkommenden Flintenkugeln getroffen zu werden. In meinem Heimgehen fielen etliche Kanonenkugeln an die nächsten Häuser; ich kam aber unbeschädigt zu Hause.

Das Feuer ergriff bald das Haus Lit. G. Nro. 18. und durch dieses wurde das ganze Quadrat von der Gred mit Ausnahme zweier Häuser verzehrt. In der nämlichen Zeit, als die Franzosen durch die Bresche in die Stadt drangen, wurde auch das Hinterhaus beim Weih-Peterthor durch eine Haubitze angezündet, und durch dieses wurde die ganze Reihe Häuser an der silbernen Gans verzehrt. Während dem es an dieser Reihe zu brennen anfing, forcirten die Franzosen das Weih-Peterthor, und drangen im Sturme Kompagnie nach Kompagnie, und Regiment nach Regiment in die Stadt. Nun war in allen Straßen, zwischen dem Weih-Peterthor und der Brücke ein blutiger Kampf. Eine Menge todter Sodaten lagen in ihrem Blute auf allen Gassen. Nach einer halben Stunde versuchten Herr Subregens Ring und ich an der silbernen Gans hinunter zu gehen, und die noch immer hereineilenden Franzosen ließen uns freundlich durch ihre Reihen durch. Ueberhaupt behandelten sie die in ihrer Kleidung distinguirten

Geistlichen freundlich. Manchmal sagten sie: Voilà un curé françois. Sie hatten vermuthlich in Deutschland schon lange keinen Pfarrer in Talarkleidung gesehen. (Diese Kleidung trug er auch bis an sein Ende, nur wenn er im höheren Dome im Chore erschien, oder pontifizirte ausgenommen. Seine spätere bischöfliche Würde machte er nur durch das goldene Kreuz an der goldenen Kette kaum bemerkbar.) Es brannte damals das Haus Lit. G. Nro. 148. Die linke Reihe der Häuser G. 106. bis G. 126. war noch unbeschädigt. Niemand löschte, und war auch keine Hoffnung, die Häuser Nro. 149. 150. retten zu können. Ich rief daher den Leuten im Muschwerkischen Bauhofe Nro. 151. zu, sie möchten sich mit Wasser versehen, ihr Haus wäre sicher zu retten, ich wäre nun im Begriffe, aufs Rathhaus zu gehen, Hülfe zu verlangen. Es waren nur drei Dienstboten bei Muschwerk zu Hause und diese retteten wirklich das Wohnhaus, die Scheuer aber wurde vom Feuer ergriffen, und steckte auch die übrigen Häuser dieses Quadrates an. Ich eilte dem Rathhause zu, um Hülfe zu schaffen, allein in der Wallerstraße hießen mich die heraufsteigenden Franzosen umkehren. Ich wollte in der Bachgasse versuchen hinunter zu gehen, aber auch da hießen mich einige bei der Augustinerkirche postirte Franzosen umkehren. Ich ging also zu Hause, und hatte mich kaum zn meinem Zimmer gesetzt (über Leichen und Menschenblut zu gehen, war für mich ermüdend), kam Herr Subregens, und sagte, der Bauhof zu Sankt Niklas stehe in vollen Flammen. Es war eine Haubitze in die Scheuer gefallen, und das Stroh machte ein schnelles gewaltiges Feuer. In wenigen Minuten fing es auch schon am Färberhaus, jen-

seits der Türkenstraße, zu brennen an, denn das Feuer von drei Scheuern war schrecklich, und der Wind trieb es bis über die Gasse an die entgegengesetzte Reihe der Häuser. Es nahte sich also das Feuer von zwei Seiten, von der östlichen und nördlichen , dem Stifte Sankt Paul, worin das Seminarium beherbergt war. Das östlich brennende Feuer würde wegen Breite der dazwischen laufenden Straße bei einer geringen Löschanstalt unschädlich geblieben sein, aber das nördlich vom Färberhaus und von dem 4 Stock hohen Engelgasthofe hochaufbrennende Feuer würde auch bei zahlreicher Hülfe wegen Enge der Straße und Stärke des Windes von dem Bräuhause Sankt Paul nicht abzuwenden gewesen sein. Allein noch brannte das Bräuhaus von Sankt Paul nicht, und es war schon Feuer in der obersten Kuppel des mit Kupfer gedeckten Thurmes von Sankt Paul. Ob eine eigene in die Kuppel gefallene Haubitze, oder ein durch die Gewalt des Windes dahin getriebener Funke hier angezündet habe, weiß man nicht. Sie muß auf der südlichen Seite unter dem Kupfer zuerst gebrannt haben, weil die Kuppel sich auf diese Seite zuerst neigte, und auf einmal ganz auf die Kirche herunterstürzte, Dach und Decke der Kirche durchschlug, und vorne zunächst am Presbyterium niederfiel. Die Kirche war nicht gewölbt, aber auch ein Gewölbe würde so einen Schlag nicht ausgehalten haben. Das an der Spitze der Kuppel hängende kleine Sankt Wolfgangsglöckchen, welches der hl. Wolfgang noch geweihet, stürzte auch mit herunter und blieb unbeschädigt.

Die in meinen Händen gewesenen wenigen Gelder vom Seminarium, von der Bibelausgabe, von der Pfarrei

und von einer neuen Friedhofskapelle hatte ich schon am 19. April vorher über einem festen Gewölbe unter einen Pflasterstein gelegt. Am 25. April darauf ließ ich den hohen glühenden Schutt davon wegräumen, und erhielt alles unversehrt. Die 21 Tauf- und Pfarrbücher hatten wir vier Pfarrgeistliche auch schon am 19. April in die Pfarrkirche getragen, und dort in einem doppelten Gewölbe mit Wegräumung aller brennbaren Sachen niedergelegt und ringsumher mit Ziegelsteinen bedeckt. Hätten wir sie nicht schon an diesem Tage in Sicherheit gebracht, so wären sie (ein Schatz Millionen werth) verloren gewesen: denn am 23. April wäre keine zuverlässige Anstalt mehr zu machen gewesen. Ich hatte am 21. April die drei jüngsten Pfarrbücher zum weitern Einschreiben in mein Zimmer zurückgetragen; als ich am 23. April, Morgens um 8 Uhr, von der Pfarrkirche aus die Kavallerie durchziehen sah, eilte ich nach Hause, um selbe zu holen, konnte aber nirgends durch die gedrängten Reihen der Kavallerie kommen. Ich ging in 3 Straßen, um irgendwo durchzukommen, konnte aber nirgends eine Lücke finden, bis endlich im Gedränge ein Stillstehen entstand, wo dann ein verwundeter Soldat seine verwundete Hand den Kavalleristen zeigte und durch die Reihe zu gehen verlangte: Diesem öffneten sie die Reihe und ich kam hinter demselben mit durch. Ich konnte aber diese drei Bücher nicht in die Kirche zurückbringen, bis das Weih-Peter-Thor geschlossen wurde. Hierauf mußten wir eilen, ein Mittagessen zu nehmen, um nicht etwa den ganzen Tag nüchtern bleiben zu müssen: Nüchtern sein taugt in Schrecken und Verwirrung nichts. Schon vor 10 Uhr setzten wir uns zum Mittagessen. Da

kamen aber einige Kugeln an den Weih-Peter-Thurm, den wir vom Tische aus sahen, auch sahen wir im Garten den Rauch von einer zersprungenen Haubitze aufsteigen. Nun standen die Meisten vom Tische auf, ohne denselben Tag mehr etwas zu sich zu nehmen, nur drei ließen sich bereden, etwas zu essen, was bereitet war. Jeder suchte einen sicheren Platz vor den fallenden Kugeln. Wir vier Pfarrgeistlichen eilten nach dem Essen der Pfarrkirche zu, worin wir schon eine Menge Leute fanden, die da ihre Sicherheit suchten. Wären hier die Pfarrbücher nicht schon in Sicherheit gewesen, so würden sie nicht mehr, wenigstens nicht mehr alle 21, gerettet worden sein: denn als das Feuer nahe kam, schleppte man zwar an verschiedene Orte allerhand Sachen; man wußte aber nirgends zuverlässige Sicherheit, und oft vergaß man die wichtigsten Dinge und trug für Kleinigkeiten Sorge. Ja auch in viele Keller drang das Feuer ein, und verzehrte die Sachen, die man in Sicherheit gebracht glaubte. Das Kellerchen, wohin die Siminariumssachen geschleppt wurden, blieb zwar vom Feuer verschont: aber es drangen während dem Brande Soldaten in selbes und entwendeten einige Sachen, z. B. ein dem Priester-Alumnus Herrn Michael Hiltel gehöriges Köfferchen, welches sie, weil es besonders schwer war, nahmen und bis in den weißen Hahn trugen, wo sie es öffneten, aber nichts als Bücher und ein wenig Wäsche fanden. Herr Hiltel erhielt sein Köfferchen und einige Bücher wieder zurück. Das Schlimmste beim Brande war, daß herumschwärmende Soldaten in die Häuser drangen, und von Geld, Leinenzeug und Kleidungsstücken nahmen, was sie brauchen und nicht brauchen konnten; denn Vieles

verkauften sie wieder. War man auch so glücklich, einen Offizier zu finden, der sie verjagte; so kamen gleich wieder andere, oder es kamen die nämlichen wieder, und machten es noch ärger. Häuser, worin sich Offiziere einlogirten, und Häuser mit ganz besonders festen Hausthüren, die nicht eingesprengt oder eingehauen werden konnten, kamen am glücklichsten durch. Auch auf der Gasse wurden manche Leute ausgeplündert, und was sie im Schrecken dem Feuer entreißen wollten, mußten sie auf der Gasse an plündernde Soldaten hingeben. Manche aus den brennenden Häusern entlaufene Leute irrten die halbe Nacht herum, bis sie in ein verschlossenes Haus eingelassen wurden, weil sich die Leute die Hausthüren nicht zu öffnen getrauten, damit nicht etwa mit den flüchtenden Elenden auch plündernde Soldaten eindringen möchten.

Hier bei Sanct Paul wurde dem Feuer Einhalt gethan; auf der südlichen Seite der Gasse durch den großen Zwischenraum, der zwischen Sanct Paul und den Obermünster Gebäuden ist; auf der nördlichen Seite der Gasse durch die Thätigkeit des Kaufmanns Drexel, der sich durch Geld, Bier und Brod Soldaten gewann, die sein Haus retten halfen; sonst wäre noch eine große Strecke der Stadt abgebrannt.

Weil ich diesen Hauptbrand, der sich von Sanct Klara bis Sanct Paul erstreckte, nun beschrieben habe, muß ich auch melden, daß noch an zwei andern Gegenden der Stadt ein bedeutender Brand entstanden ist. Zunächst am Ostenthore zündete eine Haubitze die Wachsbleiche des Herrn Kränner an. Diese aus sieben Gebäuden bestehende Bleiche ist nicht nur allein wegen der Güte der Kränner'schen

Wachskerzen, die ehemals in großer Quantität nach Wien versendet wurden, sondern auch wegen der schönen hier vorhanden gewesenen Gemälde-Sammlung berühmt.

Sie brannte, in so weit sie jenseits des Starzenbaches liegt, ganz ab, und das Feuer verzehrte noch zwei andere nahe gelegene Häuser, bis an den Pfründhof. Dieser ist die wohlthätige Wohnung ansteckender und unheilbarer Kranken. Eine darin befindliche 87jährige blinde Jungfer Theresia Königin, ehemals Kirchenkehrerin in der Minoritenkirche, die mit frommer Einfalt behauptet, die öffentlichen Angelegenheiten würden nun nicht mehr in Ordnung kommen, und das Ende der Welt nahe sich, diese sagte einige Wochen vorher, da verlautete, die Franzosen zögen wieder in Baiern ein und nahten sich Regensburg: Möchten sie uns etwa zusammenschießen oder anzünden! Dieser Pfründhof blieb verschont. Zwei Kanonenkugeln durchlöcherten die Mauer, und eine Haubitze fiel an die obere steinerne Thürschwelle, die dadurch Schaden litt, aber durch die Thätigkeit des Krankenwärters und Beihülfe einiger epileptischer, übrigens aber starker Weibsleute, wurde dem Feuer Einhalt gethan; das zunächst angebaute Haus verbrannte und der Pfründhof wurde gerettet. Auch bei Niedermünster entstand Abends 6 Uhr in einer mit Stroh gefüllten Scheuer ein wüthender Brand. Einige Leute haben vorher einen Soldaten hineinschießen gesehen. Die Scheuer und drei Niedermünster'sche Häuser sammt dem Wirthshause zum goldenen Pflug verbrannten. Der Künstler Neuhauser, ein in Rom gebildeter vortrefflicher Bildhauer, erlitt dabei an Werkzeugen und Arbeitsstücken großen Verlust. Viel Glück war es, daß hier das Feuer nicht weiter um sich griff.

Die nächst daran gelegenen Karmeliter arbeiteten rastlos die ganze Nacht, um ihr Kloster zu retten. Das nah am goldenen Pfluge gelegene große Haus des Kaufmanns Friedrich Hoffmann wurde von den Soldaten schon für verloren gehalten; sie drangen in selbes ein, und plünderten, so viel sie konnten, indem doch alles, wie sie sagten, verloren wäre: allein die Thätigkeit des Herrn Hoffmann, und eine kleine entstandene Wendung des Windes retteten das Haus, durch dessen Brand unvermeidlich noch eine große Strecke der Stadt würde verloren gewesen sein.

Wer den Schrecken dieser Nacht nicht gesehen hat, kann sich ihn nicht vorstellen. Ein weit ausgedehntes, die ganze Nacht hindurch bis in den hellen folgenden Tag fortbrennendes Feuer, wodurch 150 Häuser zu Regensburg, 95 Wohngebäude zu Stadtamhof verbrannten, in allen Straßen herumschwärmende Soldaten, die den fliehenden und herumirrenden Leuten nahmen, was dieselben den Flammen entreißen wollten, dort und da in den Häusern Jammergeschrei vor der Gewalt plündernder Soldaten; auf allen Hauptgassen eine Menge todter oder noch wirklich in ihrem Blute sterbender Soldaten; dabei in den meisten Häusern seit dem vergangenen Morgen kein Brod und keine Nahrung, auch keine Ruhe, das war eine schreckliche Nacht.

Unterdessen muß ich doch in Mitte der unregelmäßigsten Gewaltsamkeiten eine wunderbar waltende Fürsicht preisen. In einem Hause, in der Bachgasse, worin lauter Weibspersonen und nur ein einziger alter pensionirter Hofmusikus wohnten, wurde während des fürchterlichen Gelärmes auf der Straße und in allen benachbarten Häusern nichts als gebetet: alle Häuser derselben Gegend wurden

geplündert, mit Ausnahme eines Kaufmannhauses, worin sich ein Offizier einlogirt hatte; dieses Haus allein blieb ganz verschont. — In einem andern Hause betete ein Vater mit seiner Tochter unabläßig, während die Soldaten im Hause plünderten: es wurden die Zimmer neben diesen Betenden links und rechts geplündert, und an ihre Zimmerthüre kamen die Soldaten gar nicht. Ein ehrwürdiger 86jähriger Greis, ein Priester und Chorherr, der all seine Habe an Arme, Kirchen und Schulen verschenkt, blieb ruhig in seinem Hause, und konnte während der Beschießung der Stadt kaum beredet werden, sein Wohnzimmer zu verlassen und in ein unteres Zimmer zu sitzen: Die Soldaten drangen im Sturm in sein Haus (da nämlich eine Magd die Hausthüre geöffnet hatte, um zu sehen, wie weit das nahe brennende Feuer schon um sich gegriffen habe); sie getrauten sich aber dem ehrwürdigen Greise nicht mehr als sechs 24-Kreuzerstücke abzunehmen! sie tranken eine einzige Bouteille Wein und ließen sich wieder zur Hausthüre hinausführen. — Zu einer armen Wittwe mit vier Kindern, nahe an der hölzernen Brücke, wodurch die Stadt mit dem untern Wörth verbunden wird, kamen in dieser Nacht 13 plündernde Haufen, denn das Hausthor war eingehauen und konnte nicht wieder vermacht werden; alle Bewohner des Hauses litten Plünderung und dieser Wittwe allein wurde kein Schaden zugefügt. — Selbst mit dem Brande ging es hie und da auf eine sonderbare Weise. Ein frommer Geistlicher sah, wie sein Haus unrettbar verloren wäre, indem das östlich daran stoßende Haus in vollen Flammen stand, und das durch ein westliches Fenster herausschlagende Feuer bereits ein zu seinem Hause gehöriges Schindeldach

ergriff. Plötzlich entstand ein Windstoß, der westlich herkam und das aus dem Fenster herausschlagende Feuer einwärts trieb: und so blieb seine Wohnung gerettet. Ob nun eben zur rechten Zeit im andern Hause etwas einstürzte, wodurch das Feuer von innen Raum genug erhielt, und nicht mehr herausgetrieben wurde, oder ob bei dem anfangs östlichen und nachher nordöstlichen Winde in jener Gegend ein westlicher Windstoß entstand, kann ich nicht entscheiden. — In einem andern Hause, Lit. G. Nro. 113, hatten die zahlreichen Bewohner des großen dreistöckigen Hauses eine 86jährige, blinde Person, Kunigunda Dirmerin, den Flammen überlassen. Sie lag zu ebener Erde in einer Kammer und brachte seit langer Zeit ihre Lebenstage vor Altersschwäche im Bette, bei der elendesten Nahrung, mit Weinen und Beten zu. Da sie nun ganz allein in ihrem Bette lag und ihr Haus und alle Häuser ringsherum brannten, sie aber in ihrer Blindheit kein Licht und keine Flamme sah, hielt sie das Prasseln des Feuers für einen starken Platzregen. Als aber die oberen Zimmerdecken anfingen, auf ihre Zimmerdecke herunter zu stürzen, kroch sie aus ihrer Kammer in die Wohnstube und versteckte sich unter den Ofen. Aber auch hier hörte sie das nämliche Poltern auf der Zimmerdecke, und sie entschloß sich, wieder in ihr Bett zu gehen, und empfahl sich ihrem Herrn allein, weil kein einziger Mensch da war und sich auch keiner hören ließ. Am frühen Morgen kam der Taglöhner, bei dem sie auf dem Zimmer war, und sah das ganze Haus verbrannt mit den nackten Mauern dastehen. Er glaubte die Kunigunda im Schutte finden zu müssen: nahte sich durch zwei Gewölber seiner Zimmer-

thüre und fand sie ganz, machte sie auf und fand sein Zimmer unversehrt; öffnete auch die Kammerthüre und fand die Kunigunda im Gebete, und diese fragte ihn, was es denn heute Nacht mit dem starken Regen und mit dem Gepolter gewesen wäre. Der Mann schaffte nun eilig die Kunigunda fort und nahm seine noch übrigen Geräthschaften, dann stürzten auch diese beiden Zimmerdecken herunter. Im Hause Lit. E. Nro. 88 stand die Buchdruckerpresse, die zur deutschen Ausgabe des neuen Testamentes mit stehenbleibenden Lettern gehört; zunächst an den Fenstern lag aufgehäuftes Papier, in einer Kiste, nahe an der Thüre, lagen bei fünf Zentner Lettern. Dieses, drei Stock hohe Haus verbrannte ganz bis auf dieses Zimmer, welches zwar gewölbt ist, aber das Gewölbe ist auf der östlichen Seite schon beschädigt; man muß sich sehr wundern, daß der brennende Schutt von zwei obern Stockwerken und noch dazu von Zimmern unter dem Dache durch Schwere und Hitze das Gewölbe nicht niedergedrückt hat. Keines von den hölzernen Fenstergerichten dieses Zimmers fiing von außen Feuer; von innen verbrannten zwar die Zimmerthüren und die hölzernen Thürpfosten, ja es fiel ein brennender Thürpfosten auf den mit Bettern belegten Zimmerboden hinein und zündete die Bretter und den unterliegenden Balken an: allein als das Feuer bis an die Kiste mit den etlich fünf Zentnern Lettern kam, löschte es von selbst aus. Auf der entgegengesetzten Seite war auch ein Zimmer mit gewölbter Decke; aber das Gewölbe stürzte zur Hälfte ein und die Balken des Zimmerbodens brannten durch die ganze Länge des Zimmers aus.

Da ich diese sonderbaren Anordnungen göttlicher Fürsicht melde, sei es ferne von mir, als wollte ich glauben, alle durch Brand oder Plünderung Beschädigten hätten solches wegen ihrer Sünden vorzüglich verdient. Die Klosterfrauen von Sanct Klara hatten eine vortreffliche Kloster-Disciplin. Ihre Abtissin Aloysia hat Liebe und Ehrfurcht vor ihrem ganzen Konvente. Sie lehrten in ihrem Kloster 200 Schulmädchen in vier Klassen und hielten weibliche Feiertagsschule. Sie unterrichteten ihre Schülerinnen so auszeichnend in Sittsamkeit, Gebet und allen Gegenständen des weiblichen Wissens, wie auch im Nähen und Stricken, daß sich in den öffentlichen Schulprüfungen Jedermann freute und erbaute. Die klösterliche Klause wurde dabei strenge gehalten, und es kam nie, auch nicht aus erzbischöflicher Dispensation, eine Manns- oder Weibsperson über die Klosterschwelle. Sie standen um Mitternacht auf, um in ihrer Kirche mit einander zu singen und zu beten; unter neun in Regensburg noch existirenden Klöstern war dieses das einzige, das den mitternächtlichen Lobgesang beibehalten hatte. An der Klosterpforte wurde täglich eine große Anzahl Armer gespeist, und arme Schulmädchen erhielten ihre Schulbücher und Schulgeräthschaften, auch viele Kleidungsstücke umsonst. — Die ganze abgebrannte Gegend war eine der sittlichern in der Stadt, worin kaum ein Haus zu finden war, in welchem es feile Dirnen gab, deren es doch hier viele gibt: vielmehr kenne ich mehrere in der Frömmigkeit ausgezeichnete Familien und einzelne Personen, welche in dieser Gegend wohnten und ihre Habschaften durch das Feuer verloren. — In der Kirche und in den lateinischen Schulen von Sankt

Paul geschah vorzüglich viel Gutes: die Studenten wurden mit vieler Wachsamkeit zu einem frommen und fleißigen Lebenswandel angehalten, und in der Kirche gab es sowohl täglich als besonders bei feierlichen Andachtsübungen eine Menge frommer Seelen, welche beteten und die hl. Sakramente empfingen. — Ein frommer französischer Geistlicher Lainé wohnte in der Nähe von Sanct Paul und verlor auch seine Sachen durch den Brand. Er war Pfarrer in Frankreich und kam als deportirter Geistlicher nach Regensburg; da gewöhnte er sich an ein so armes Leben, daß er selten was Warmes genoß, und vom frühen Morgen an bis Abends 9 Uhr Sommer und Winter in und außer der Sankt Kassian-Kirche betet, und dieses unverändert an einem Tage wie am andern das ganze Jahr hindurch fortsetzt. Anfangs wollte man ihn über seiner Lebensart eines Wahnsinnes beschuldigen, besonders weil er mit Niemanden, außer mit zwei Personen, zu sprechen pflegte, auch von Niemanden als von diesen zweien etwas zu seinem dürftigen Unterhalt annahm; allein es erscheint in seinem stets gleichförmigen frommen Lebenswandel nichts Wahnsinniges. Auch an diesem Schreckenstage, wo die Sankt Kassian-Kirche wie alle anderen Kirchen gesperrt blieben, verharrte er an der Kirchenthüre im Gebete. Als ich bei ihm vorüber ging und mit einem Kelche unter dem Arme meiner Pfarrkirche während des Brandes zueilte, erinnerte ich ihn, daß seine Wohnung unvermeidlich verbrennen würde, er möchte retten, was er retten könnte: ich konnte ihn aber kaum bewegen, zu Hause zu gehen! er rettete auch aus Mangel an Beihülfe fast gar nichts von seinen Sachen. Der Brand in Stadtamhof betrifft zwar das Seminarium

nicht unmittelbar: jedoch kann ich ihn nicht mit Stillschweigen übergehen, denn er war mit jenem in Regensburg in Verbindung, geschah zu gleicher Zeit und war eben so wüthend. Auch gehört Stadtamhof zu der mit dem Seminarium verbundenen Dompfarre, und die Seminaristen haben in den Schulen und in der Kirche zu Stadtamhof viele katechetische und andere Verrichtungen. Die retirirenden Oesterreicher besetzten an dem nördlichen Ufer der Donau den Dreifaltigkeitsberg, um ihren Rückzug über die steinerne Brücke zu Regensburg und über die Regenbrücke nächst Stadtamhof zu decken.

Die siegenden Franzosen überwältigten allen Widerstand in Regensburg und drangen über aufgehäufte Leichen bis an die steinerne Brücke, welche die Oesterreicher sehr tapfer vertheidigten. Allein es war aller Widerstand vergebens; die Franzosen drangen über die Brücke in Stadtamhof ein und es lag ihnen nur noch ob, den Dreieinigkeitsberg zu erstürmen, um die österreichische Armee in Unordnung zu bringen. Da beschlossen die Oesterreicher, die Hauptstraße von Stadtamhof, durch welche allein Kanonen und Pulverwägen passiren können, auf beiden Seiten anzuzünden. Zuerst wurde das Haus des Bierbrauers Jordan und durch selbes die östliche Reihe der Häuser, hernach das Haus des Kaufmanns Schwab und durch selbes die westliche Reihe der Häuser angezündet. Die Leute hatten sich anfangs wegen der Gewaltthätigkeiten der Soldaten, hernach aber, als die Franzosen bis Stadtamhof vorgedrungen waren, wegen der Menge der Kanonen- und Flintenkugeln, in die Keller versteckt; manche Häuser waren gar von allen Einwohnern verlassen. An

eine Löschanstalt war im ersten Getümmel nicht zu denken. Der starke nordöstliche Wind verbreitete das Feuer schnell über die beiden Reihen der Gasse und manche Häuser brannten schon, ehe es die in den Kellern versteckten Einwohner nur wußten. Darum verloren die Meisten ihre sämmtlichen Habschaften. Ein Brodverkäufer, Georg Schemp, hatte den Muth, in seinem Brodgewölbe zu bleiben: es brannte an der Vorderseite seine Thüre und an der Rückseite ein Fenster seines Gewölbes; er war aber mit ein wenig Wasser versehen und konnte das Feuer löschen. Dieser sah in seinem Brodgewölbe das Feuer aus manchen Häusern zwei bis drei Ellen weit auf die Gasse herausschlagen, und obwohl die Straße über sechzig Fuß breit ist, so hielt er doch für gewiß, daß, wenn er sein Gewölbe verlassen und durch die Gassen entfliehen wollte, er vor der Macht des Feuers auf der Gasse zusammensinken würde. Es brannten bei 95 Wohngebäude, ohne die Bräustätten, Scheunen und Remisen, ab. Im Katharinen-Spital allein brannten 7 Wohngebäude und 2 Kirchen ab; die dritte wurde ein wenig beschädigt. Die Kaufleute Fabrizi, Neumann, Sausgruber, Weiß, die beiden Daisenberger, die schöne Schaup'sche Buchdruckerei; der Kürschner Mulzer, Apotheker Leonard, verloren ihre bedeutenden Waarenlager. Zehn Bräustätten wurden eingeäschert und fünf vermögliche Bäcker brannten ab. Der Kriegstumult war schon zu Ende, und es wäre eine Löschanstalt möglich gewesen, um von den erst nach Mitternacht ergriffenen Häusern einige zu retten. Herr Landrichter Freiherr von Godei ging selbst in das Frauenkloster de Notre-Dame, wohin sich eine Menge Menschen geflüchtet hatte, um die

Leute zum löschen zu bewegen: allein der Schrecken des Tages, der Mangel an Nahrung seit dem letztvergangenen Morgen, das unübersehbare Feuer in Regensburg und Stadtamhof hatte die Leute wie versteinert gemacht. Niemand wollte das Kloster, als den geglaubten einzigen Ort ihrer Sicherheit, verlassen, um löschen zu helfen. Der Lederer Alois Hartmann rettete an der östlichen Seite von Stadtamhof sein Haus, und der Tischler Kaspar Mayer, mit seinen sieben Tischlergesellen, rettete an der nämlichen Seite das schon brennende Haus des Kaufmann Sauer: so thaten diese beiden dem Feuer auf der östlichen Seite von Stadtamhof Einhalt. An der westlichen Seite kam der Schiffmeister Paul Laurner gerade zu rechter Zeit, um sein Haus zu retten. Er war mit seiner Familie am 23. April nach Pilehofen, zwei Stunden von Regensburg, geflüchtet und sein Haus stand leer. Nach Mitternacht träumte ihm, er sehe das Marienbild, das er in seinem Hause verehrt und das er aus der ehemaligen Franziskanerkirche zu Stadtamhof an sich gebracht hatte, vor sich, und dieses sprach zu ihm: Paul! steh' auf! du kannst dein Haus noch retten. Er stund auf und eilte nach Stadtamhof, und fand an seinem Hause einen hölzernen rückwärts angehängten Gang brennen, das Dach aber und das Innere des Hauses noch unversehrt. Es war ihm leicht, diesen hölzernen Gang hinunter zu stürzen und die brennende Thüre davor, auch einen schon brennenden Fensterstock zu löschen; und so wurde auch an der westlichen Seite von Stadtamhof dem Feuer Einhalt gethan. Ohne einzelne Unglücksfälle konnte so ein gemeinsames Unglück nicht abgehen. Ich setze nur etliche her. Ein

84jähriger Nagelschmied, Sebastian Fumi, war nicht zu bewegen, sein Haus zu verlassen; er allein blieb in seinem Hause und in seinem gewöhnlichen Wohnzimmer über der Werkstätte. Eine Kanonenkugel traf ihn am Halse und tödtete ihn. Eine 87jährige Gürtlerswittwe, Katharina Moser, die seit zwei Jahren schon nicht mehr vom Bette aufstand, konnte im Tumulte nirgends untergebracht werden: ihr Haus wurde von Kanonenkugeln an vielen Stellen durchlöchert und verbrannte und noch liegen ihre Gebeine unter dem hohen Schutte. Ein Mühlrichter, Georg Pradl, wollte aus seinem etwas abgelegenen Hause über die Straße in ein Haus laufen, wo es mehrere Menschen gab; er wurde auf der Straße von einem österreichischen Kavalleristen niedergehauen und starb sogleich auf der Gasse. Ein Wagner, Josef Strobl, stand vor seiner Hausthüre und betheuerte vier österreichischen Soldaten, daß kein Bissen Brod in seinem Hause wäre: ein vorbeireitender Kavallerist schoß ihn mit einer Pistole in die Achsel; er lebt noch, kann aber den linken Arm nicht brauchen. Eine Fischerknechtin, Elisabetha Zirngiblin, gebar in diesem Tumulte und mußte nach ihrem Gebären von einem Haus in das andere irren und erst fünf Tage darnach, am 28. April, konnte das Kind in einem zur Sankt Kassian-Pfarrei gehörigen Hause getauft werden. Auch in Regensburg verbrannte ein 90jähriger Vater, sammt seinem Sohn, im nämlichen Zimmer: man fand von ihren Gebeinen nur mehr kleine Stückchen. Zunächst an diesen beiden, an der Gred, wurde eine Weibsperson halb verschüttet und mußte verbrennen. Im Militärspitale, das aus etlich 130 Kranken bestand und im Schulhause zu Sankt Paul untergebracht

war, mochten wohl mehrere verbrannt sein, bisher hat man Einen davon gefunden.

Ich will aber wieder auf das Seminarium zurückkommen und dessen Geschichte bis jetzt hersetzen. Der ganze Schaden des Seminariums wurde auf 6786 fl. 16 kr. gerechnet. Am Gebäude selbst hat das Seminarium eigentlich keinen Schaden erlitten, weil das dem Seminarium eigene große Gebäude am Sankt Kassiansplatze unbeschädiget blieb; aber die Bibliothek und innere Hauseinrichtung für 44 Alumnen und 3 Hausdiener machen im geringsten Anschlage die Summe von 6786 fl. 16 kr.

Die Seminariumsbibliothek bestand aus ungefähr 4000 Bänden, meistens alten Büchern und Manuscripten, die zuerst aus der uralten, vor 600 Jahren schon hier bestandenen Domkapitel'schen Bibliothek gesammelt, hernach durch beträchtliche Legate von verschiedenen Privatbibliotheken, z. B. erst unlängst durch die schönen Büchersammlungen des Herrn Pfarrers Forster, von Oberhausen, vermehrt worden sind. Dieser Verlust würde sich noch leichter verschmerzen lassen, als der Verlust, der sich von Seite der Wienerbank ergeben kann. Sollten die auf derselben angelegten Seminariumskapitalien zu mehr als 40,000 fl. auf eine Zeitlang gar nichts tragen, wie dermalen die Zahlungen eingestellt sind: so wird Gott das neue Seminarium durch neue Legate erhalten, sonst würde es nicht mehr bestehen können.

In so einem traurigen Zeitpunkte thut Hülfe wohl."

Wittmann zählt alle Verluste so treu als möglich auf, nur seine eigenen verschwieg er; denn er rettete nichts als

sein Brevier; alle seine Habe, seine zahlreiche Bibliothek, seine kostbaren Handschriften gingen verloren.

Seine ruhige priesterliche Erscheinung in Mitte dieser furchtbaren Gräuelscenen machte selbst auf die erhitzten Krieger einen solchen Eindruck, daß sie ihn unangefochten als einen Friedensengel mitten durch ihre gedrängten Schaaren hindurch schreiten ließen. Die Sehnsucht nach jenseits wurde nur zu oft in ihm erweckt; die Leiden, denen er öfters unterlag, noch öfters sich unterzog, machten ihn schon bei Zeiten sein Haus bestellen, denn schon am 26. Februar 1821 übergab er bei Gericht seinen letzten Willen. Allein Gottes unendliche Weisheit und Güte hatte ihn noch zu höheren Würden, aber auch zu größeren Bürden bestimmt!

Wittmann als Domkapitular, Weihbischof, Domprobst und Generalvikar.

Im Jahre 1821 trat Wittmann bei dem neuerrichteten Domkapitel als Kanonikus ein und nahm nun auch an den Arbeiten des bischöflichen geistlichen Rathes thätigen Antheil. Er nahm jedoch diese Stelle, wie alle nachfolgenden Beförderungen, nur aus Gehorsam an, und unter der Bedingung, seine bisherigen beschwerlichen Aemter und Geschäfte noch beibehalten zu dürfen, die ihn jedoch nicht abhielten, täglich in der Frühe in der Domkirche den vorgeschriebenen Chor zu besuchen.

Ein großes Opfer für ihn war es, als ihm im Jahre 1829 die Würde eines Weihbischofs uud bald darauf auch die des Domprobsts übertragen wurde. Denn da die Würde des Bischofs mit dem Amte eines Pfarrers nicht mehr vereinbar war, so mußte er die Seelsorge seiner so viele Jahre verwalteten Pfarrei niederlegen; er mußte die Schulen, Armen- und Krankenhäuser verlassen, für die er so Vieles geleistet, wo er so gerne geweilt hatte. Sein liebevolles, wohlthätiges Herz fand nur darin einen Trost, daß ihm die Erhöhung seines Einkommens nun gestattete, die Bedürftigen noch kräftiger als bisher zu unterstützen.

Auch befürchtete er, in seiner neuen Stellung nicht der Kirche und der weltlichen Macht zugleich dienen zu können und sich so entweder der ewigen Verdammniß oder der zeitlichen Strafe, des Zuchthauses, wie er sich buchstäblich äußerte, schuldig zu machen. Gleichwohl ergab er sich in die höhere Schickung und war nur darauf bedacht, die Pflichten seines neuen Berufes mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Und so sah nun das Bisthum Regensburg zwei der ausgezeichnetsten Lichter der katholischen Kirche in Deutschland als Bischöfe auf seinem Leuchter, Johann Michael Sailer und Michael Wittmann. Beide hatten sich schon lange zuvor gekannt und als Freunde geliebt, denn wie sehr sie auch durch angeborne Eigenthümlichkeit, durch frühere Lebenswege und Schicksale, durch Beruf und Stellung verschieden waren, es war dennoch Ein Streben, Ein Ziel, Ein Glaube, Eine Liebe, die sie vereinigte, die sie einander innerlich nahe brachte, noch ehe sie äußerlich sich nahe geworden. Der Eine von jeher mehr auf den offenen Schauplatz der Welt hingestellt, ins Weite zu wirken, der Andere durch seine Stellung auf einen engern Kreis zu mehr intensiver Wirksamkeit angewiesen, arbeiteten sie Beide für Gottes Reich, kämpften Beide gegen Unglauben, Weltsinn und Finsterniß; der Eine ein Johannes, der Jünger der Liebe, mit dem zahmen Vöglein im Schoße; der Andere ein Jakobus, der Gerechte, mit den Kameelschwielen an den Knieen vom unaufhörlichen Beten im Tempel; denn das Christenthum vernichtet nicht die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen, so wenig als seine Gesichtszüge, sondern es verklärt und heiligt sie. Sailers Liebe und Verehrung für Wittmann zeigte sich am

rührendsten, als er in tödtlicher Krankheit ihm sein Bisthum empfahl und dann sagte: „Nun könne er ruhig sterben,“ und von Wittmanns Liebe und Verehrung für Sailer zeugten die Thränen, in die er ausbrach, als er seinen Alumnen den Abschiedsgruß des Sterbenden brachte und die Worte, die er an seinem Grabe sprach.

Als Weihbischof und Generalvikar nahm sich Wittmann mit größtem Eifer sogleich der allgemeinen Diözesan-Geschäfte an. Trotz seines hohen Alters und seines gebrechlichen Körpers durchreiste er mit staunenswerther Aufopferung und unter Entbehrungen aller Art in kurzer Zeit mehrere der abgelegensten Theile des weitschichtigen Bisthums, theils um vielen Tausenden die hl. Firmung zu ertheilen, theils um die Pfarreien und Kirchen zu visitiren, wobei er besonders hinsichtlich des kanonischen Alters der weiblichen Dienstboten in den Pfarrhöfen ziemlich strenge war. Fast jede Minute dieser Amtsreisen verwendete er aufs genaueste. Seine gewöhnliche Lebensweise veränderte er auch auf der Reise nicht, und begnügte sich manchen Tag mit einer Mahlzeit von Kartoffeln, Brod und Wasser. Heimgekehrt, stattete er im bischöflichen Rathe den genauesten Bericht über Alles ab, machte Vorschläge und traf Maßregeln zur Verbesserung des mangelhaft Befundenen. Als Vorstand des Ordinariats besorgte er mit gewissenhafter Pünktlichkeit alle Geschäfte, drang mit seltenem Scharfblick und unermüdlicher Geduld in die einzelnsten Verhältnisse und Verwicklungen derselben ein, achtete aufmerksam auf die Stimme jedes Berathenden und hielt standhaft an dem durch die Mehrzahl Beschlossenen fest, auch dann, wenn es, was jedoch selten geschah, seiner eigenen Meinung entgegen war.

Im Jahre 1832 befiel ihn eine schwere und höchst schmerzhafte Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte und von der er nicht mehr zu genesen glaubte. Kaum war er aber wieder hergestellt, so hielt er während der hl. Fastenzeit die wöchentlichen Fastenpredigten in der Seminariumskirche, ja, in der letzten hl. Woche hielt er deren vier, am Palmsonntage, Montage, Dienstage und am Charfreitage. Doch seine Kraft war gebrochen und er äußerte öfters, daß er nicht lange mehr leben werde. Ein ahnendes Vorgefühl des baldigen Todes war bei allen seinen Handlungen unverkennbar.

Wittmann als ernannter Bischof von Regensburg. Sein Tod.

Am 20. Mai 1832 starb Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg. Wer war würdiger, als Wittmann, den Hirtenstab des hl. Wolfgang aus Sailers sterbenden Händen aufzunehmen und fortzuführen? König Ludwig von Baiern erkannte dieß und ernannte ihn in der Domkirche zu Regensburg auf Sailers Grab zu dessen Nachfolger.

Hochauf jubelten die Bisthums-Angehörigen, priesen Gott und segneten den König für diese Wahl, die sie besser, als alles Andere, für den erlittenen Verlust entschädigen konnte. Nur Einer war, der sich nicht freute, der ernst alle Glückswünsche zurückwies, — der Ernannte selbst. Eine innere prophetische Stimme, ein Lichtblick, der ihm vielleicht im nächtlichen Gebete geworden, hieß ihn an eine andere Zukunft gedenken. Er sagte bestimmt voraus, er werde den bischöflichen Stuhl nicht besteigen. Und seine Voraussage bewährte sich; denn durch ein zufälliges Versäumniß wurde seine Präkanonisation bei dem päbstlichen Stuhle verzögert und der Tod nahm ihn hinweg, ehe die Bestätigung seiner Wahl von Rom eintraf. Es war der allgemeine Wunsch der Stadt und Diözese, daß die Feier

seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums, die auf den 21. Dezember 1832 fiel, zugleich auch die Feier der bischöflichen Inthronisirung sein möchte. Allein der Wunsch blieb unerfüllt, und Wittmann verbat sich auch jede andere öffentliche Feier dieses Tages ernstlich. Die ganze Feier, die er beabsichtigte, sollte nur in der Diakonatsweihe zweier Novizen des Klosters Metten bestehen, die er auch vornahm. Indessen wurde doch im Seminare ein stilles Fest veranstaltet, das, wie man wußte, mehr nach seinem Sinne war, als öffentliche, rauschende und glänzende Festlichkeiten. Der Subregens des Seminars, dem der Jubelpriester noch immer als Regens in segensvoller Wirksamkeit vorstand, veranstaltete ein von den Alumnen gesungenes Choralamt, unter welchem alle die hl. Kommunion empfingen, ihre Segenswünsche dadurch zu besiegeln. Sie hatten auch aus gemeinschaftlichen Beiträgen zwei arme Knaben neu gekleidet, die sie dann als Dolmetscher ihrer Wünsche dem Jubelgreis vorstellten. Seine Freude über diese so ganz in seinem Sinne gehaltene Freude war unverkennbar; aber groß war sein Erstaunen, als bald nachher der ganze Klerus der Stadt, das Domkapitel, die Abgeordneten der Bürgerschaft sich einfanden und endlich auch der Regierungspräsident von Schenk erschien, beauftragt von Sr. Majestät dem König Ludwig, dem Jubelpriester den Ludwigs-Orden zu überreichen. Er dankte mit wenigen, herzlichen Worten, indem er, wie er sagte, nicht zu sprechen vermöge; aber beten wolle er, und steckte das königliche Geschenk in seine Seitentasche. Nur einmal trug er es, als er am folgenden Tage für dessen Ueberreichung dem Präsidenten dankte.

Der damalige Domkapitular, nachherige Fürstbischof von Breslau, Melchior Diepenbrock, verherrlichte diese Jubelfeier durch folgendes schöne Gedicht:

Ihn beschweren alle Ehren,
Aller Feier ist er feind,
Denn die Demuth sieht mit Wehmuth,
Was nicht Gottes Ehre meint.
Doch gibt's Feste, wo als Gäste,
Engel selbst mit uns sich freun,
Wo sie kommen, um den Frommen
Gnade auf den Weg zu streu'n.
Solch' ein reines Fest ist seines
Priesterthumes Jubeltag,
Wo mit Grunde unserm Munde
Segenswunsch entströmen mag.
Fünfzig Jahre am Altare,
Fünfzig Jahr' im Dienst des Herrn,
Ohne Rasten, ohne Lasten
Beugt er seine Schultern gern.
Fromm und innig, still und sinnig,
Wirkte er an seinem Ort,
Tausend nahmen heil'gen Saamen
In sich auf aus seinem Wort.
Wer ihm nahet, der bejahet,
Daß das heil'ge Wort nicht trügt,
Daß hienieden sel'gen Frieden
Findet, wer sich selbst besiegt.
Streng bekämpfet und gedämpfet
Hat er jede Leidenschaft;
Um so weiser ist sein Eifer,
Um so fester seine Kraft;

Wenn's zu wehren gilt die Ehren
  Gottes oder seiner Braut,
Wenn's zu wehren vor Gefahren
  Gilt die Schaar, die ihm vertraut.
In den Wellen, die im schnellen
  Wechsel treibt der Strom der Zeit,
Wankt er nimmer, fest wie Trümmer
  Besserer Vergangenheit.
Ob es stürme, ob sich thürme
  Drohend Wetter rings umher,
Kein Erblassen kann ihn fassen,
  Denn sein Muth stammt höher her.
Stadt! gib Zeugniß dem Ereigniß
  Aus der schreckensvollen Zeit,
Wo die Sieges-Zier des Krieges
  Dich dem Untergang geweiht.
Kugeln rasseln, Flammen prasseln,
  Häuser stürzen krachend ein;
Alles zittert, unerschüttert
  Geht Er seinen Weg allein;
Sucht die Armen voll Erbarmen,
  Sucht die Kranken rettend auf;
Kein Gewirre macht ihn irre,
  Nichts hemmt seiner Liebe Lauf.
Gleich dem Pfeile, der mit Eile
  Unverrückt zum Ziele dringt,
Gleich dem Keile, der die Theile,
  Die er faßt, zu weichen zwingt,
So eilt g'rade auf dem Pfade
  Strenger Pflicht sein Fuß dahin,
So siegt mächtig, wohlbedächtig
  Sein in Gott gestählter Sinn.

Doch die enge Zucht und Strenge,
Die dem Leichtsinn mahnend wehrt,
Wird erweitert, es erheitert
Sich sein Antlitz, wie verklärt,
Wenn die Kleinen ihm erscheinen,
Wenn ihr traulich ihn begrüßt;
Vor dem Kinde schmilzt die Rinde,
Die sein liebend Herz umschließt.
Denn sein zarter, wohlbewahrter
Blick, den heil'ge Scheu umhüllt,
Sieht im Kinde keine Sünde,
Sieht das reine Gottesbild.
Wiederscheinen aus den Kleinen,
Sieht die Engel vor dem Thron,
Betend knieen, aufwärts ziehen
Kinderherzen zu dem Sohn.
Also wandelnd, rastlos handelnd,
Ward er heut' ein Jubelgreis;
Und noch immer ruht er nimmer,
Ja, noch reger wird sein Geist.
Auch nach plagevollen Tagen
Bleibt ihm Ruh' und Schlummer fern,
Mitternächtig ringt er mächtig,
Wie einst Jakob mit dem Herrn.
Hebt die Hände, daß sich wende
Seiner Strafgerichte Droh'n,
Und er betet noch, da röthet
Sich im Ost der Morgen schon.
Unergründlich, scheint uns stündlich,
Was sein Innres drängend füllt.
Mann des Geistes, du nur weißt es,
Was dir Gottes Geist enthüllt.

Als ein Zeuge an der Neige
  Alter Tage stehst du da;
Was dies Gähren will gebären,
  Sei uns, wenn dein Aug' es sah.
Doch du schweigest ernst und zeigest,
  Betend auf das heil'ge Buch,
Und ich lese: Böse, böse
  Ist die Zeit und schwer der Fluch.
Betet, wachet, kämpft und fachet
  An des hl. Feuers Glut.
Ihr Erkalten löst den alten
  Drachen, löst der Hölle Wuth.
Jubelpriester, da so düster
  Sich der Tage Abend senkt,
So bleib bei uns, ach und sei uns
  Stern, der durch die Nacht uns lenkt! —

Wenige Monate nach diesem für ihn so schönen und ehrenvollen Tage wurde er wieder auf das Krankenlager niedergeworfen, das jedoch diesmal sein Sterbelager werden sollte. Tags vorher, ehe er gezwungen war, sich zu Bette zu legen — denn hätte er sich mehr geschont, er würde sein Leben noch haben verlängern können — hielt er in der Kirche des Seminariums die erste Fastenpredigt, jedoch mit äußerster Anstrengung. Er predigte vom Stolze und erklärte, wie er eigentlich darin bestehe, daß wir Menschen, elende Sünder, keine armen Sünder sein wollen. Wie eine Stimme aus der Geisterwelt tönte sein durchdringendes Wort. Am andern Morgen, um 5 Uhr, stand er schon wieder am Altare, aber die bisher unterdrückten Schmerzen wurden so heftig, daß er ihn nach kaum vollendetem

hl. Opfer schleunigst verlassen mußte. Eine höchst qualvolle Krankheit hatte sich ausgebildet. Zwölf Tage hielt sie an, während denen er die größten Schmerzen mit der bewunderungswürdigsten Geduld und der Demuth, Ergebenheit und Standhaftigkeit eines Martyrers ertrug. Kein Laut der Ungeduld, der Kleinmuth kam aus seinem Munde, obgleich sein ganzer Körper voll Wunden von den verschiedenen ärztlichen Mitteln war; er unterwarf sich allen Anordnungen der Aerzte, nahm willig jede Arznei; eingedenk der Worte der hl. Schrift: „Wer ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden," wollte er durch Geduld und gänzliche Hingebung in den Willen des Allerhöchsten seinen Verdiensten die Krone aufsetzen. Mit heiliger Andacht empfing er gleich am Anfange seiner Krankheit die hl. Sterbsakramente und dann täglich das hl. Altarssakrament. Er war im steten innern Gebete; oft fragte er um die Tagesstunde und äußerte jedesmal auf die Antwort: „In dieser Stunde hat mein Jesus dieses — jenes gelitten."

Allgemein war die Trauer bei dem Bekanntwerden der Gefahr, in der sein Allen so theures Leben schwebte. In Kirchen, Schulen und Familien wurde für seine Genesung gebetet. Nur er selbst wollte Nichts von einer Genesung wissen und dankte Gott, daß er diesmal seinen sehnlichsten Wunsch, von der schweren und verantwortlichen Bürde des Episcopates befreit zu bleiben, erfüllen wolle. „Nein, mein Herr und Heiland Jesus Christus, sagte er, du hast es nicht dulden können, daß ein so gebrechlicher und elender Mensch, wie ich, Bischof werde in einem der

größten Sprengel deiner Kirche! Du nimmst mich von der Erde hinweg, ehe diese Last mir auferlegt wird, die ich nicht tragen kann! Dein Name sei gepriesen!" Er war ganz bereit zum Tode, voll freudiger und seliger Hoffnung auf die Ewigkeit mit dem hl. Paulus ausrufend: „Ich verlange aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein." Daher antwortete er auch in seinem ersten Todeskampfe einem der Umstehenden auf die Frage, wie es ihm gehe, die trostvollen Worte: „Recht gut; mein Jesus ist bei mir!" Rührenden Abschied nahm er von Allen, die ihn besuchten, erkannte darunter selbst solche, die er nur einigemale gesehen und sagte jedem ein dankbares, liebreiches, tröstliches Wort. Seinen Alumnen und Hausgenossen gab er feierlich seinen Abschiedssegen und sagte dann: „Ich beschließe jetzt mein armseliges Leben; Gott nimmt mich zu sich; ich hoffe auf seine Barmherzigkeit."

Tags vorher, als er sich seinem Tode nahe fühlte, ließ er sich aus seinem Bette auf die Erde legen — auf ein Brett, worauf er sonst schlief und das er mit sich ins Grab wünschte, und schickte alle Leute bis auf den Wärter hinweg; „er wolle allein sterben!" Als immer wieder einzelne Geistliche kamen, um ihn zu sehen, sagte er mit schwacher Stimme: „Seien Sie doch nicht so grausam, meine Herren! Ich bitte Sie, gehen Sie weg, lassen Sie mich allein sterben."

Als er so da lag, verlangte er sein Cruzifix. Man brachte ihm der Reihe nach mehrere. Allein sie waren nicht die rechten. „Das Meinige, das größere, das ich mir gekauft habe." Als man ihm dies gebracht hatte,

ließ er sich's hinstellen mit den Worten: „Ich bin ein Christ; ich will unter dem Kreuze sterben." So lag er den letzten Tag und die letzte Nacht in stiller Erwartung seiner Erlösung, und als am Feste des hl. Johannes von Gott — Freitag den 8. März 1833 — der Morgen anbrach, der ihn so oft im Gebete gefunden, fand er diesmal auf der Erde nur mehr die Leiche des Betenden, der Geist stand schon in der Ewigkeit anbetend vor Gottes Thron.

Die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt, lange vorher schon, ehe der düstere Schall der Todtenglocke von der hohen Domkirche sie verkündete.

Groß war die Trauer des Volkes um ihn; denn er hatte ein halbes Jahrhundert unter diesem Volke, für dieses Volk gelebt und gewirkt. Zahllose Thränen flossen bei seinem Leichenbegängnisse und an seiner Gruft im Dome, vielleicht so viele, als er in seinem Leben getrocknet hatte. Besonders rührend und ergreifend war der Anblick, als die versammelte Volksmenge nach der Beerdigung sich zu seinem Grabe drängte und nur mit Gewalt von demselben entfernt werden konnte, da die Arbeiter die Bedeckung des Grabes noch vollenden mußten.

Während seinen Krankheiten hatte man ihn öfters zu bereden gesucht, daß er seine Anverwandten zu Erben einsetzen sollte. Allein er hatte den Grundsatz sich eigen gemacht, daß ein Geistlicher seinen Anverwandten (Arme ausgenommen) Nichts geben, sondern Alles der Kirche, von der er lebe und den Armen vermachen müsse. So

war er auch nie zu bereden, sich Geld für unvorhergesehene Fälle zu sammeln und zurückzulegen. Sein Nachlaß war daher höchst unbedeutend, seine ganze Baarschaft betrug nicht einmal 700 Gulden. Wäre er nicht längere Zeit krank gewesen, so würde man nicht einmal so viel gefunden haben. Eben so waren auch sein Hausrath und seine übrigen Effekten fast ganz ohne Werth, von der gemeinsten Art. Dennoch wurden sie, sowie seine Kleidungsstücke, zu enormen Preisen versteigert, da Jeder eine Reliquie von ihm besitzen wollte.

Mit Hülfe reicher Beiträge des Diözesan-Klerus und der Bisthums-Gläubigen ward ihm, durch des Künstlers Eberhards Hand, im Dome ein würdiges Denkmal von Marmor gesetzt, ihn als Leiche darstellend, über ihm das Bild des Gekreuzigten, unter dem er gestorben.

Sein schönstes Denkmal aber ist die Verehrung der Gläubigen, die auf seinem Grabe knieen, nicht um für ihn zu beten, sondern um seine Fürbitte anzurufen; denn die Stimme des Volkes nennt ihn einen Heiligen und Alle, die ihn kannten, sagen: Er war ein Mann aus den ersten, apostolischen Zeiten der Kirche.

Melchior Diepenbrock hat ihm im „Blumenstrauß" von 1852 folgenden Nachruf gewidmet, der sich würdig an das oben mitgetheilte schöne Jubellied anschließt:

Ach! gewichen ist, verblichen!
  Längst der Stern in Todesnacht!
Blinkt uns nicht mehr, dort im Lichtmeer
  Glänzt er jetzt in ew'ger Pracht.
Ja, Erblassen konnt' ihn fassen
  Einmal, als auf Sailers Grab

Sailers Miter ihm, der Hüter
Treuesten, sein König gab.
„Sankt Wolfganges hohen Ranges
Ehrenstuhl besteig ich nicht;
Gott wird gnädig lassen ledig
Mich von dieser schweren Pflicht."
Also sprach er oft, so lag er
Stets den Herrn mit Flehen an,
Das Begehrte auch gewährte
Gott dem demuthsvollen Mann.
Wie sein Leben uns gegeben
Wird zum Muster, streng und mild,
So ließ erben uns sein Sterben
Christentodes hehres Bild.
Arm gedecket, hingestrecket
Auf dem Flur, voll bittern Leid's
Lächelnd stöhnend, sprach er sehnend:
„Laßt mich sterben unterm Kreuz!"
Und so starb er, so erwarb er
Ew'gen Lohnes Herrlichkeit;
Sein Entsagen duldend Tragen
Schmückt ihn nun als Ehrenkleid.
Und wir haben ihn begraben,
Wo Sankt Wolfgangs Stuhl dort steht,
Wo er lieget, eingewieget
Von andächtigem Gebet.
Und nie welken, Lilien, Nelken,
Rosen, auf sein Grab gelegt,
Weil der Segen auf den Wegen
Stets noch grünt, die er gepflegt! —

Aus der Ferne blick ich gerne
Nach Sankt Wolfgangs Sitz, so werth,
Wo drei Meister, edle Geister,
Ich gekannt, geliebt, verehrt;
Nach dem Dome, dort am Strome,
Hochgewölbt, voll Majestät,
Wo am Pfeiler: „Hier liegt Sailer,
Wittmann, Schwäbl," leuchtend steht! —

Wittmanns Schriften.

Obgleich Wittmann ein Mann der That, nicht der Feder war, so hat er doch mehrere sehr schätzbare Schriften hinterlassen. Außer den bereits erwähnten wollen wir nur noch jene besonders erwähnen, die geeignet sind, sein inneres und äußeres Leben noch mehr ins Licht zu stellen.

Das wichtigste und nothwendigste Studium für einen jeden Priester ist gewiß das Studium der hl. Schrift. Wittmann hatte allerdings noch besondere Veranlaßung, die hl. Schrift fleißig zu studiren, da er als Professor und Regens eines Priesterseminars Vorlesungen über sie zu halten hatte. Es war ihm aber nicht blos Berufsgeschäft, sondern wahre Herzensangelegenheit, die hl. Schrift immer gründlicher kennen zu lernen und sich in ihre Tiefen immer mehr zu versenken. Seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse kamen ihm dabei besonders gut zu statten. Die Frucht dieser langjährigen, unermüdlichen Schriftforschung war — nebst einer Abhandlung über den Pentateuch, d. i. die fünf Bücher Mosis — seine meisterhafte Uebersetzung der hl. Schrift des Neuen Testamentes und der Psalmen. Sie zeichnet sich durch großen Scharfsinn,

treffliche Versinnlichung und richtige Bezeichnung der oft dunkeln, dem heutigen Sprachgebrauche nicht angemessenen Texte, sowie durch die wohlgelungenen, reichhaltigen Inhaltsanzeigen der einzelnen Hauptstücke vor andern vortheilhaft aus. Im Jahre 1829 war bereits die fünfundzwanzigste Auflage davon erschienen, ein Beweis, daß sie dem Bedürfniß der Gläubigen entsprach. Die neueste Auflage, mit Anmerkungen versehen, erschien im Jahr 1851 in der Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach und empfiehlt sich namentlich auch durch das schöne, handsame Format. Diese Uebersetzung zog Wittmann anfänglich einige Differenzen mit Rom zu, die jedoch bei seiner bekannten Ergebenheit gegen die Kirche und deren obersten Hirten bald zu seinen Gunsten erledigt wurden. Denn so wenig die Kirche die Lesung der hl. Schriften unbedingt gestatten kann, so wenig will sie dieselbe unbedingt verbieten. Sie befolgt hinsichtlich derselben, wie Fenelon sagt, immer zwei, sehr tröstliche Grundsätze: erstens, die hl. Schrift allen ihren Kindern zu geben, die sie als wohlvorbereitet erkennt, dieselbe mit Nutzen zu lesen; — zweitens, die Perlen nicht vor die Schweine zu werfen und den hl. Schrifttext niemals solchen Menschen in die Hand zu geben, die ihn nur zu ihrem Verderben lesen würden. Wo daher das Bedürfniß und die Fähigkeit vorhanden ist, die hl. Schriften zu lesen und mit Nutzen zu lesen, muß es der Kirche willkommen sein, wenn gute, von ihr geprüfte und approbirte Uebersetzungen der Bibel verbreitet werden, damit einerseits den Gläubigen die geistliche Nahrung nicht vorenthalten werde, andererseits aber ihnen nicht schlechte und verfälschte Bibel-Uebersetzungen in die Hände kommen, wie es in

gewissen Zeiten und Ländern, namentlich wo Katholiken mit Andersgläubigen zusammenwohnen, zu geschehen pflegt. Wie hoch Wittmann die hl. Schrift schätzte und wie sehr er wünschte, daß sie auch die seiner Obsorge anvertrauten Gläubigen immer mehr und besser gebrauchen könnten und möchten, zeigte er nicht blos durch die Uebersetzung derselben, sondern auch durch die ihr vorgesetzten, statt eines Vorworts dienenden Denksprüche des hl. Hieronymus: „Lies die hl. Schrift, bis dir wider Willen der Schlaf kömmt und dein niedersinkendes Angesicht sollen die heiligen Blätter auffassen,“ und der hl. Theresia: „Aller Schaden, welcher der Welt zugeht, kömmt daher, daß man die Wahrheiten der hl. Schrift in klarer Wahrheit nicht erkennet: nicht ein Pünktlein von denselben wird dahinten bleiben.“

Eine kleine, aber wichtige und gehaltvolle Schrift, die Wittmann aus Veranlassung der Debatten in der bayerischen Ständekammer über die gemischten Ehen und die religiöse Erziehung der Kinder aus denselben im Jahre 1831 herausgab, erregte gleich bei ihrem Erscheinen viele Sensation. Noch größer aber wurde die Aufregung, selbst unter dem Volke, als diese, ursprünglich lateinisch geschriebene Schrift, im Jahre 1832 unter dem Titel: „Katholische Grundsätze über die Ehen der Katholiken mit Protestanten,“ von einem andern Geistlichen in deutscher Uebersetzung erschien, ein Unternehmen, das jedoch nicht im Sinne des Verfassers lag, und ihm viele unverdiente Kränkungen zuzog. Er war kein Freund gehässiger Polemik, noch weniger liebte er es, sie zur Sache des Volkes zu machen; aber er handelte genau und strenge nach den Grundsätzen der Kirche, und da er sah, daß dieselben im Laufe der

Zeiten dem Bewußtsein Vieler, selbst Solcher entschwunden waren, die in ihrer Stellung als Gesetzgeber und Richter das katholische Kirchenrecht kennen und respektiren sollten, so hielt er es für eine Pflicht, sie denselben durch jene Schrift wieder in's Gedächtniß zu rufen. Seine grenzenlose Ergebenheit gegen das Oberhaupt der Kirche, seine Furchtlosigkeit gegen die weltliche Gewalt, sein unerschütterlicher Glaube, daß nur hiedurch die Ehre Gottes und das Heil der Seelen befördert werde, machten, daß ihm diese Grundsätze zur zweiten Natur wurden, denen er bis an sein Lebensende treu blieb. Als Pfarrer wurde er mehrmals wegen seines Verhaltens bei gemischten Ehen mit Strafen belegt. Er setzte aber der weltlichen Macht nichts weniger als Trotz entgegen, — er bezahlte die Geldstrafen immer pünktlich, um seinen Gehorsam gegen die Staatsobrigkeit zu bethätigen und erklärte, daß er nicht anders handeln könne, als er gehandelt habe, auch bei künftigen, ähnlichen Fällen wieder so handeln werde. Daher mochte es auch kommen, daß er später so beharrlich die bischöfliche Würde ausschlug, indem er wohl fühlte, daß ihn seine unbeugsam strengen Grundsätze über die bischöflichen und kirchlichen Rechte in manchen Conflikt mit der Staatsverwaltung bringen müßten. Er wagte es zwar zuletzt nicht mehr, die Ernennung zum Diözesan-Bischofe, die ihm König Ludwig selbst auf die sinnvollste Weise an Sailers Grabstätte im Dome eröffnete, abzulehnen; aber er that auch keinen Schritt, die nothwendige päbstliche Bestätigung derselben zu erwirken. Er ließ der Sache ihren vorgeschriebenen Gang durch die Ministerien und die Nuntiatur, und nur nach langem Zögern und Zureden ent-

schloß er sich, die erforderliche Bitte um jene Bestätigung nach Rom gelangen zu lassen.

Die trefflichste Charakteristik und das lebensähnliche Bildniß Wittmanns finden wir in seinen „Vorträgen bei den dreitägigen Exerzitien des Regensburger Diözesan-Klerus in den Jahren 1827, 1828 und 1831". Hier hat er sich selbst auf's treueste gezeichnet, hier hat er aus dem reichen, tiefen Schachte seines Geistes und Gemüthes die kostbarsten Perlen und Edelsteine zu Tag gebracht, allerdings ohne die brillante Fassung und den künstlichen Schliff, der in den Augen der Welt oft mehr als der innere Werth Geltung hat. Es sei uns erlaubt, zum Schlusse einige seiner Aussprüche über die wichtigsten Punkte der christlichen Lehre und des christlichen Lebens mitzutheilen, die ebensoviele Zeugnisse für seine tiefe Demuth, seinen hohen Glauben, sein felsenfestes Gottvertrauen, seine Verachtung weltlicher Klugheit, seine Liebe zu Gott und dem Nächsten, seinen Gebetseifer und seinen Bußgeist sein werden.

„Wir haben ein Verderben in uns, dagegen wir uns durch natürliche Mittel nicht schützen können; z. B. eine Lust, welche die ganze Gesundheit zerstört; die Thiere haben das nicht; — einen Zorn, in dem man sich freuen kann, seinen Mitmenschen im Blut zu sehen; in diesem kann der Mensch sogar Gott lästern, an welchen er doch glaubt, — was nicht einmal die Teufel können. Jak. 19, 2. Der Mensch hat eine solche Armseligkeit, daß er sich selbst betrügen kann. Zum Betrügen gehören eigentlich zwei; und doch kann der Mensch sich selbst betrügen. Wenn nun das Verderben so groß ist, so brauchen wir einen Erlöser; hilft uns aber Gott nicht, so müssen wir verderben."

„In unserem Willen steckt ein Verderben, und zwar 1) eine Hoffart, die unendlich ist und so tief steckt, daß wir sie selbst nicht wissen; 2) ein großer Hang zur Trägheit. Zweimal weckte Christus seine Jünger und zweimal schliefen sie wieder ein. Sie waren müde, traurig, hatten nicht gegessen, waren also wohl zum Schlafen geneigt und doch ließ es Christus nicht gelten."

„Wir müssen unsern Beruf (zum Christenthum oder Priesterthum) und die Bewahrung vor Gefahren als eine große Gnade Gottes ansehen und ihm täglich dafür danken. Dabei sollen wir uns aber über Niemand erheben, sondern vor Allen verdemüthigen; denn sonst würde uns Gott seine Gnade entziehen und wir wären um so armseliger auf einen je höhern Stand wir gesetzt sind."

„Wir versündigen uns, wenn wir das Verderben in uns nicht erkennen und das Bedürfniß eines Erlösers nicht fühlen; wenn wir uns Andern vorziehen, weil uns Gott bisher bewahrt hat vor dem Ausbruche gröberer Sünden; wenn wir in Versuchungen auf etwas Anderes vertrauen, als auf Christus; wenn wir einen zu hohen Grad der Vollkommenheit erreichen wollen. Es kann dieß nicht mit unserer Schwachheit bestehen. Wie bei einem Töpfer ist es mit uns. Röm. 9. Ps. 83, 11. Also wollen wir es Gott überlassen. Haben wir Nachstellungen und Versuchungen zu dulden, so müssen wir auf Christus sehen, auf uns Mißtrauen setzen und das Heil bei ihm allein suchen. Dieß geschieht, wenn wir Gebet, Fasten, Almosen, Bußwerke, Umgang mit Frommen, geistliche Lesung 2c. anwenden. Hingegen die philosophischen Mittel z. B. verdop-

peltes Arbeiten, Gesellschaft, Zerstreuung sind nicht die rechten Mittel."

„Nach der Lehre Christi ist es nothwendig, der menschlichen Ehre zu entsagen. Nach Christi Anordnung ist mit dem Apostelamte nothwendig Schmach verbunden. Christus selbst hat Schmach geduldet. Folglich wenn keine Verachtung zu dulden wäre, müßte es zweifelhaft um unser Bestehen bei Gott sein. Bei Matth. 5, 11 sagt Christus, daß sich seine Apostel freuen sollen, wenn sie von den Menschen verachtet werden. Das ist auch Erfahrungssache. Der Stolz wird mit uns geboren und liegt in der Beschränktheit unsers Verstandes. Diese Beschränktheit unsers Verstandes und der Stolz sind immer mit einander verbunden. Wir brauchen also von Außen eine Verdemüthigung, sonst hebt sich von innen der Stolz. Wir sollen daher Gott danken für die Leiden, und wenn Er uns Leiden schickt, so sollen wir auch die Versicherung haben, daß Er uns auch Gnade gibt. Mit den Leiden geht es wie mit dem Feuer. Wenn man Stroh oder Holz ins Feuer wirft, macht es ein großes Geräusch und es bleibt nichts übrig, oder nur ein wenig Asche. Das Gold aber macht kein Geräusch, verliert nichts von seinem Werthe, schmilzt still und geht geläutert hervor."

„Durch Leiden haben wir Zuversicht, daß wir es mit dem Heiland halten, oder wir können doch hoffen, daß wir nicht auf der Seite der Welt stehen."

„Wir müssen die Armuth hochschätzen. Christus heiligte die Armuth, ging selbst mit Armen um. Man könnte zwar einwenden: Die Armen sind rohe, unwissende Leute! Ja freilich; aber den Hirten von Bethlehem erschienen die

Engel und nicht den gebildeten Priestern. Das waren auch noch rohe, ungebildete Leute. Die gebildeten Hohenpriester und Pharisäer schämten sich der Armen. Der Hohepriester Annas war nach Flavius Josephus von der ganzen jüdischen Nation hoch geehrt, aber für die Kreuzesgesellschaft taugte er nicht."

„Wir müssen unsere Ausgaben nach der Nothwendigkeit bemessen und unsere Güter als Güter der Armen betrachten."

„Wir dürfen an Kleidung, Nahrung und Einrichtung nicht die Pracht der Welt haben wollen. Wir haben zwar hierüber kein streng verbindendes Gebot; aber durch diese Eitelkeiten wird den Armen das Ihrige entzogen. Der hl. Xaverius hatte auf dem Schiffe Kapitäns-Kost; aber er begnügte sich mit Zwieback und Wasser und theilte seine Kost unter die kranken Matrosen aus. Der Kapitän tadelte ihn hierüber, als wäre dieß dem Charakter eines päbstlichen Legaten zuwider. Der Heilige aber antwortete: Diese Philosophie hat die Kirche verunstaltet."

„Der Glaube ist nichts Erlerntes, Erstudirtes; denn das Erlernte wäre Verstandessache; — sondern er ist der Anfang des ewigen Lebens. Joh. 17, 3. Wenn er etwas Erlerntes wäre, so müßten die Gelehrten den meisten Glauben haben und die Fähigen zuerst dazu kommen können. Dieß ist gegen die hl. Schrift. Als die Jünger von der ersten Sendung zurückkamen, sagten sie, daß die armen Leute die Lehre vom Reiche Gottes annähmen, nicht aber die Reichen und hierüber rief Christus aus: Ich preise dich, Vater, daß du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast! Ferner sprach

Christus von Leuten, welche die hl. Schrift durch und durch studirt und doch keinen Glauben hatten. Joh. 16."

„Der Glaube muß lebendig sein. Bei dem Glaubenden ist es wie bei Einem, der sich entschließt, mit Zehntausenden gegen Zwanzigtausend ins Feld zu ziehen.

„Der Glaube muß praktisch sein. Wir müssen glauben, daß Gott auch das Kleinste regiere. Aber da braucht man viel Glauben, um überzeugt zu sein, daß kein Sperling ohne Wissen und Willen Gottes vom Dache fällt und kein Haar vom Haupte! Wenn eine Anzahl Sperlinge auf dem Dache sitzt und man schießt darunter, so trifft man einige und andere fehlt man, — und das ist von Gott bestimmt! Franz von Assisi sagt: Wenn eine Krankheit kömmt, soll man sagen: Ich grüße dich, liebes Fieber! Doch das ist Lehre der Vollkommenheit! so viel verlangt Gott nicht von uns; — aber es wäre Mangel des Glaubens, wenn man bei einer Unpäßlichkeit Furcht vor dem Tode hätte. Wir müssen uns wenigstens entschließen, ein ruhiges Gemüth zu haben und Gott mit dem Leben ein Opfer zu bringen."

„Der Glaube muß sich zeigen bei Versehen, Vergessenheiten, Uebereilungen u. s. w. Denn wir sind Menschen. Gott läßt sie zu, um uns unsere Schwachheit fühlen zu lassen. Entschuldigungen also darüber und Vorwände zur Beschönigung wären Mangel des Glaubens. Der Glaube muß sich zeigen in öffentlichen Schicksalen, z. B. zur Zeit des Kriegs, der Theurung, bei hohen und widrigen Verordnungen. Kleinmuth und Mißmuth wäre mit dem Glauben nicht vereinbar."

„Wer wird in seinem Leben nicht ein oder das anderemal Zaghaftigkeit erfahren haben? Rief ja selbst Paulus

einmal aus: Wir würden des Lebens überdrüssig (2. Cor. 1, 8.), als er in Asien so viel zu leiden hatte. Indessen sündigten wir gegen die Hoffnung auf Christus, wenn wir 1) zaghaft würden über die vielen Untreuen und Beleidigungen Gottes, die wir bei der täglichen Gewissenserforschung an uns finden oder wenn wir zaghaft würden auf dem Todbette, wo uns der böse Feind die Zahl unserer Sünden vorhält. Wir müssen auch hierin fest auf den Erlöser hoffen; aber nicht vermessen darf diese Hoffnung auf Gott sein, weil uns Christus zweimal so nachdrücklich einschärfte: Wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr zu Grunde gehen (Luc. 13, 3. 5.). Dieß sehen wir täglich an Geistlichen und Weltlichen. Viele liegen krank, glauben nicht, daß sie sterben müssen, zögern die Buße hinaus und sterben unvermuthet. Es gibt nur Eine Zaghaftigkeit, die nicht Sünde ist, die Christus bei Joh. 16, 20 anführt: Die Welt wird sich freuen, ihr aber werdet traurig sein. Diese Zaghaftigkeit, Trockenheit, die Gott als Prüfung zuläßt, empfangen mehr oder minder alle Heilige, z. B. entzog sich Christus auch seiner eigenen Mutter auf drei Tage. 2) Wenn wir zaghaft würden in Erfüllung unserer Berufsgeschäfte oder wegen der Hindernisse, die uns dabei im Wege stehen. 3) Wenn wir zaghaft würden bei den Stürmen, welche über die Kirche hereinbrechen. Wir sahen ein ganzes Königreich vom Glauben abfallen, zwei Päbste im Gefängnisse, Bisthümer und Klöster mit einem Federstrich vernichtet. Man wollte den Mittelpunkt einer apostolischen Junta nach Spanien, Frankreich und Rom setzen — das sind recht kluge Leute — deßwegen regiert doch

Christus. 4) Wenn wir bei selbstgewählten Zwecken die Hoffnung auf Christus setzen würden."

„Der Kampf mit der Welt ist unvermeidlich. „Sieh, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe." Das ist ein großer Kampf Sollten wir vielleicht meinen, daß diese Dinge nur beim Anfange der christlichen Kirche waren? Nein. Bei Joh. 15, 19 gibt Jesus die Ursache an, die fortbesteht. Die Welt wird fortbestehen und wird fortbestehen in ihrer bösen Beschaffenheit (Matth. 13, 30. Joh. 17, 9. Apostelgesch. 6, 11.). Es muß also der Kampf fortgehen bis zum Ende. Und in der letzten Zeit wird der Kampf nur noch größer."

„Wie haben wir diesen Kampf zu bestehen, wenn Gott uns etwas davon gibt? Dazu gehören zwei Sachen. Wir müssen ruhig bleiben und uns von der Welt absondern. Christus sagt: Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen. Meinen Frieden gebe ich euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nichts. Das ist ein göttlicher Friede. Im Psalm 109, 1 heißt es von Christus: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Gegen Christus wird gekämpft von allen Seiten. Die Feinde stürmen los gegen ihn. Christus sitzt! Wie geht der Kampf aus? die Feinde legen sich wieder zu seinen Füßen! daher wird auch beim feierlichen Gottesdienst gesessen. Auch von der Welt müssen wir uns absondern. Es gibt für Geistliche eine von der Kirche angeordnete Absonderung durch Kleidung, Tonsur, Wegbleiben von öffentlichen Schauspielen, Lustbarkeiten, Wirthshäusern u. s. w. Auch Christus hat eine Absonderung angeordnet (Matth. 10, 14.). In der Bergpredigt hat Christus den Unterschied

zwischen der Welt und seinen Jüngern geschildert. Somit soll also in unserem Lebenswandel, in Gesinnung und Gemüthsart etwas anderes sein als in der Welt. So werden wir durch stille Gemüthsruhe und Absonderung von der Welt den Kampf bestehen und in beiden den Beistand Gottes haben. Daß es hie und da Martyrthum geben muß, zeigt die Kirchengeschichte. Um das Martyrthum aber ist es eine selige Sache. Uns wird kaum so was treffen; wollen wir wenigstens die Kleinigkeiten mit Geduld und Ergebung in den Willen Gottes ertragen."

„Christus sagt: Glaubet nicht, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen, sondern das Schwert (Matth. 10, 34. ff.). Allein da möchte man glauben, es könnte einen Mittelweg, einen Indifferentismus geben? Aber nein. Es gibt nur zwei Partheien. Christus sagt ausdrücklich: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Es gibt also keinen Indifferentismus. In Büchern gibt es wohl einen, nicht aber bei Christus. Er sagt es deutlich an einer andern Stelle: Ihr werdet von Allen gehaßt werden um meines Namens willen. Ihr machet eine Parthei, die Hassenden machen auch eine Parthei. Doch das sind vielleicht nur menschenfeindliche Gedanken? Nein. Wir haben es schon gesehen. Sobald in Frankreich die Philosophen an die Spitze der Regierung gekommen sind, haben sie König, Königin und viele tausend Priester wegen Religionsmeinungen umgebracht. Und da sagt man: Auf Meinungen darf man nicht achten!"

„Es ist hart, mit Leuten von so verschiedener Gemüthsart beständig umgehen zu müssen und nichts von ihrer Gemüthsart anzunehmen. Die Gemüthsart theilt

sich uns im Umgange mit, wir wissen selbst nicht wie. Im Umgange mit allen Gattungen von Menschen akkomodirt man sich mit Komplimenten, Begrüßungen und Lebensmanieren. Das ist hart! Unser ganzes Komplimenten- und Höflichkeitswesen und beständiges Dienstanbieten ist lauter Eitelkeit. Eine andere Schwierigkeit ist die Abhängigkeit von vielen Menschen in Bezug auf Lebensmittel, Einkünfte, Besoldungen u. s. w. Aber da vermehren wir diese Abhängigkeit selbst noch durch Laufen, Suppliziren, Patrozinanz und Begünstigungsgesuche."

„Christus will von uns Furchtlosigkeit sogar zu Todesgefahren. Wir müssen unserem Amt nachkommen. Wie der Ausgang ist, können wir nicht wissen, geht uns auch nimmer an; da müssen wir ruhig bleiben. Der Fischer muß sein Netz auswerfen und weiß nicht, was er fängt, und wenn er es leer herauszieht, wirft er es doch wieder aus. Matth. 4, 19."

„Das ist eine große Lehre, daß Gott Alles ordnet, das Größte wie das Kleinste. In der Theorie läßt man es wohl gelten, aber nicht in der Ausübung. Gottes Regierung ist unbegreiflich; Gutes und Böses geht durcheinander und anbeten müssen wir die Wege Gottes. Alle Haare unseres Hauptes sind gezählt."

„Wir müssen beten, sagt Christus, um seine Gaben zu erhalten, die uns nothwendig sind; (Luc. 11, 9. 13.) 1) um nicht in Versuchung zu fallen; (Matth. 26, 41.) 2) um die Keuschheit zu bewahren; (Matth. 19, 11.) 3) weil wir alle unsere (geistlichen) Verrichtungen in Salbung des hl. Geistes thun sollen; denn unsere Verrichtungen sind nicht Sachen der Kunst, sondern Wirkungen

des hl. Geistes, der in uns wirken und leben soll; 4) wegen der unübersteiglichen Hindernisse, die uns oft in kirchlichen Angelegenheiten entgegenstehen. Wo wir nichts zu wege bringen, da müssen wir stehen, Augen und Herzen zu Gott erheben, beten, seufzen und weinen; 5) damit wir einen guten Gebrauch von unserer Zunge machen. Jacobus nennt die Zunge eine Welt voll Ungerechtigkeit, die den ganzen Leib regiert. Wenn wir ein unruhiges Gemüth haben, — des Zorns, Stolzes, Leichtsinns, der Trägheit — und fangen an zu beten, so ändert sich die ganze Sprache."

„Alle Völker betrachten den Priesterstand als einen Mittlerstand zwischen Gott und den Menschen. Daher bei den Römern: Pontifex; er macht die Brücke in eine andere Welt und vereinigt beide Welten mit einander. Unser Stand ist ein Stand des Gebetes."

„Wo die Betrachtung statt hat, da wird auch der Sinn im Glauben, in der Hoffnung und Liebe Gottes bleiben, da kann der Sinn zur Welt nicht kommen. Denn in der Betrachtung spricht die Gnade Gottes zu unserer Seele, daß wir den Unterschied merken zwischen Christus und der Welt. Die geistliche Lesung hat etwas Angenehmes. Wir sehen da das lebendige Christenthum in den Beispielen der Heiligen — im Widerspruch mit der Welt. Wenn wir die Bücher der ältern Jahrhunderte mit denen der neuern Zeit vergleichen, so sehen wir, daß das Reich Gottes immer das nämliche ist, aber im Wachsen begriffen, wie es Christus von der reifenden Saat sagt. Zwischen den Zeiten des Hermes und Franz Sales ist ein Unterschied."

„Das Breviergebet ist eine Uebung des Gehorsams gegen die Kirche und dieser Gehorsam gefällt Christo, der die Kirche zu hören befiehlt. Inneres Gebet konnte die Kirche nicht vorschreiben, sondern ein äußeres. Es ist Uebung der Andacht. Wir betrachten darin die Werke Gottes, seine Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und unsere Sündhaftigkeit. Im Brevier ist besonders eine große Schätzung der hl. Schrift."

„Die hl. Messe ist in lauter Bußgeist abgefaßt. Man muß sie also auch mit bußfertigem Herzen lesen und hören."

„Wenn uns das hl. Altarssakrament in Trübsalen nicht Trost, in Zweifeln nicht Rath, in Versuchungen nicht Befreiung oder Stärke, in Glaubenszweifeln nicht Erledigung gewährt, so möchten wir wohl von Mangel an Glauben nicht freizusprechen sein."

„Wie in der Erhaltung der Kirche, so erscheint auch in der Erhaltung des hl. Altarssakraments die Macht Christi. Brod und Wein wählte er dazu. Das soll überall angebetet werden. O, das ist seine Macht! Alle Völker der Erde sollen davor knieen und anbeten und so ist es seine Macht! (Malach. 1, 10.) Wollen wir anbeten am Altare, und überall vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne soll es so geschehen."

„Es fragt sich, ob nicht eine weitere Vervollkommnung im Messelesen zu erwarten sei. Ja, es ist zu erwarten, daß sich mit dem hl. Opfer wieder mehr Nächstenliebe verbinde. In früheren Zeiten legten die Gläubigen ihr Opfer auf den Altar nieder. Dies war eine hl. Gabe und wurde unter die Armen vertheilt. Diese Opfer haben heutzutage abgenommen. In einigen Hauptstädten gingen

diese Gaben schon in Steuern über. Wer weiß, was Gott schickt! Auch mit uns könnte eine Veränderung geschehen. Das wäre Wohlthat!"

„Wir sollen in Glaubenssachen unserer menschlichen Klugheit absagen. Unsere Klugheit darf die Worte Gottes nicht untersuchen. Auf dem Oelberg, unmittelbar vor seiner Auffahrt, sagte Jesus zu den Eilfen: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker. Nach menschlicher Klugheit sind das lächerliche Dinge, wenn man die damaligen Verhältnisse der Apostel in Erwägung zieht. In Jerusalem war Alles entgegen — die Geistlichkeit, der König Herodes, die Volksmenge. Allein wider alle Hoffnung haben die Apostel doch gehofft und ihre Hoffnung ist nicht zu Schanden geworden."

„Christus sagt: Ihr sollet weder Gold, noch Silber in euren Gürteln haben. Matth. 10, 9. Es scheint Forderung der Vernunft zu sein, für mögliche Nothfälle sich etwas aufzubewahren. Woher Nahrung, Kleidung, Wohnung? Die Kirchengeschichte zeigt es aber doch so, wie Christus gesagt hat. Alle hl. Orden sind in größter Armuth entstanden. Gott hat durch die größte Armuth die größten Dinge gewirkt. Und wenn Christus auch in unserer Zeit eine gute Aenderung trifft, so wird es gewiß auch durch arme Leute geschehen."

„Man schimpft viel über Bußwerke, daß sie das Leben verkürzen. Es ist dies nicht so wahr. Es sterben Viele, von denen der Arzt sagt: Der hätte auch noch länger leben können, wenn er nicht durch ausschweifendes Leben, durch Unmäßigkeit sich nicht zu Grunde gerichtet hätte.

Da macht man sich nichts daraus. Wenn einer durch Bußübungen sein Leben etwas abkürzt, da schimpft man darüber. Die Einsiedler, die viele hundert Knieebeugungen des Tags gemacht, haben länger gelebt, als die Vielen, denen heutzutage der Doktor das Reiten verordnet; die Mönche, welche mit eisernen Ketten ihre Lenden umgürteten, haben so viel dadurch bezweckt, als diejenigen, welche heutzutage Eisenstaub einnehmen; die Heiligen, die mit Geiselstreichen Bußübungen machten, haben so viel bezweckt, als diejenigen, welche heutzutage die spina dorsi anwenden."

„Wir müssen für Christus auch unser Leben aufzuopfern bereit sein. Martyrerthum und Christenthum gehören zusammen und jenes ist der Erweis von der Wahrheit des Letztern."

„Martyrer sind auch jene, die bei Ausübung ihrer geistlichen Pflichten das Leben aufopfern oder ihre Gesundheit schwächen. Geistliche, die sich bewußt sind, durch ihre Berufsarbeiten ihr Leben verkürzt zu haben, haben einen seligen Tod. Auch christliche Dienstboten, wenn sie ihre Arbeiten verrichten „wie dem Herrn", gehören hieher."

„Wir wissen nicht, ob wir die Liebe Gottes haben oder nicht. Leute von sündhaftem Wandel, wenn man sie fragt, ob sie Liebe Gottes haben, sagen: Ja, und die Frommen seufzen in Ungewißheit. Wenn wir in Erkenntniß unserer Sündhaftigkeit leben und nicht wissen, wohin wir gehören, wird es vielleicht beim Gericht gut gehen. Wenn wir mit dem Zöllner seufzen: Herr, sei mir armen Sünder gnädig, werden wir etwa doch Gnade zu hoffen haben. Wenn wir aber glauben, es geht gut mit uns, es fehlt uns nicht, da kann es schlimm gehen."

„In der hl. Messe sind wir recht nahe bei Jesus. Durch die hl. Kommunion werden wir innigst mit ihm vereinigt. Auf dem Sterbebette wollen wir dann hoffen, daß das geschieht, was er gesagt hat: Wer von diesem Brode ißt, wird ewig leben. Es wird dann ein Sterben sein, das uns nicht wehe thut, das die Bitterkeit des Todes nicht hat.“

„Wenn wir im Sterben das Bewußtsein haben, treu bei der Kirche ausgehalten zu haben, so möchte uns dies zum Ziele führen; wir dürfen Zuversicht haben.“

„Auch die Disciplin der katholischen Kirche muß als vom hl. Geiste geordnet betrachtet werden. Leitet Er die Kirche in Einem Gebote nicht, in welchem wird er sie leiten? Wenn das Versprechen Christi bei Matth. 28: Ich bin alle Tage bei euch bis ans Ende der Welt, in Einem Stücke nicht besteht, wo wird es bestehen? Sollte die Kirche Dummheiten begehen in ihren Disciplinsachen, wird sie wohl in anderen Fällen davon frei bleiben, selbst in der Lehre?“

„Zur Eigenheit unserer Zeit gehört die Verminderung des Gebetes. Wir haben sogar Kinder, die kein Gebet mehr verrichten. Zweitens, Vermehrung der Armuth. Da sieht es aus, als wenn es eine große Anzahl verzweifelter Menschen geben könnte. Mithin sollen wir unser Gebet vermehren. Unser Heiland sagt, Matth. 24, 23., wo er ermahnt, daß wir beten sollen, wir sollen sein, wie ein Hausvater, der, weil er nicht weiß, zu welcher Stunde der Dieb kommt, Tag und Nacht wacht, damit der Dieb das Haus nicht untergrabe. Das Haus untergraben, welch' sonderbarer Ausdruck! Das kann ja kein Dieb

thun; sonst würde er entdeckt durch den Lärm, den er bei solcher Arbeit machen müßte. Es wird im Grunde etwas sinken, man sieht nicht hinunter; dann sinkt wieder Etwas und wieder Etwas — und es ist geschehen, es läßt sich nicht mehr helfen, es ist zu spät."

„In unserer Zeit hat sich das Gebet sehr vermindert; man schämt sich sogar des öffentlichen Gebetes, man schämt sich des Gekreuzigten. Ob dieses Abnehmen des Gebetes Früchte bringen wird und welche? Das wird die Zeit lehren."

„Der Grund des Christenthums wird untergraben, indem man sich bemüht, die Gottheit Christi aus der hl. Schrift wegzunehmen. Die Arianer erhoben doch Christum über die Engel, aber unsere Zeit setzt ihn herunter unter die gemeinen Menschen. Da erscheint unser Herr nicht nur als Betrüger, sondern als wahnsinniger Mensch. Wenn der Herr sagt bei Matth. 18: Ich bin alle Tage bei euch bis ans Ende der Welt; bei Joh. 5, 24: Gleichwie der Vater die Todten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, die er will, und wiederum Joh. 6, 24: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben; — was soll dies Alles für einen Sinn haben, von einem bloßen Menschen verstanden? Wenn ein bloßer Mensch so spricht, so hat er ja den Verstand verloren! Aus dieser Beschaffenheit des Zeitalters entsteht für uns die strenge Pflicht unsrer Anbetung Jesu in der hl. Messe, unsrer größtmöglichsten Vereinigung mit ihm, unsrer Zuflucht zu ihm in

allen Nöthen und Anliegen, weil er es ist, der alle Macht hat im Himmel und auf Erden. Wir wollen glauben, daß er uns seinen Frieden gibt. Auch seine hl. Mutter wollen wir verehren und anrufen!“

„In unserer Zeit erscheint Ungestraftheit der Fleischessünden zwischen den unverheuratheten Personen. Einschränkungen der Kirche dagegen werden zurückgewiesen. Ich bekenne, daß ich diese Staatskunst nicht verstehe. Bei dieser Ansicht unserer Zeit müssen wir Geistliche nicht blos in strenger Keuschheit, sondern auch mit Bußfertigkeit und Gebet dastehen, um für die Sünden des Volkes etwas abzutragen. Können wir etwas beitragen zur Besserung dieser Leute, so haben wir die strengste Pflicht dazu. Die Vernunft hält nicht ab gegen den Strom dieses Verderbens, aber Andacht, nur Andacht, die aber bei unserer erwachsenen Jugend fehlt, hält uns bei den allgemeinen, oft ausstudirten Verführungen.“

„Türken und Heiden fühlen das Schändliche an unserer Kleidung, in der sich der Körper in seiner ganzen Gestalt darstellt. In dieser dürften wir nicht vor ihnen erscheinen. Ob Gottes Allgegenwart diese Sache länger ertragen wird, ist zu bezweifeln. Die Medizin aber möchte bitter werden!“

„Die Zeiten rufen uns zum Gebete — Tag und Nacht — zur Liebe der Armuth im Lebenswandel — zur Anbetung des göttlichen Willens und Hingebung in die Dinge, die da kommen werden. — So kann es nicht mehr lange bleiben.“

„Wenn Gott wieder reformirt, was wird da geschehen? — Dort wo die römischen Kaiser ins Christenthum ein-

gegangen sind und die Geistlichen an den Hof kamen, da hat es bei der Geistlichkeit stark gefehlt. Da ließ Gott Einsiedler entstehen, welche der Welt das Bußleben wieder vor Augen stellten. Als der Arianismus so herrschend war, ließ Gott das Mönchsleben aufkommen, daß das Bußleben als Beispiel dastehen sollte. Friedrich II. sagte: Ein Kloster begünstigt den Fanatismus mehr als sechs Bischöfe, und er hat recht nach dem, was er hier unter Fanatismus versteht. Zur Zeit der Reformation, wo es auch stark fehlte, machte der hl. Ignatius Reform in der ganzen Kirche durch Stiftung des Jesuitenordens. Wer wird jetzt kommen? Wollen wir beten und uns durch ein geistliches Leben vorbereiten!"

„Der geistliche Stand in der ganzen Kirche bildet Eine Familie unter Einem Oberhaupte. In einer Familie muß Ordnung sein. Dazu gehört Gebet und Bußeifer. Das Apostelamt predigt beides; es muß beides auch üben. Alle unsere Kirchengebote sind im Geiste des Bußethuns und Gebets gegeben."

„Die Allmacht Gottes waltet über der Kirche und auch über dem Clerus. Kirche und Clerus können nicht von einander getrennt werden. In der Kirche ist die Lehre, der Clerus verkündet sie; in der Kirche sind die hl. Sakramente, der Clerus spendet sie aus; in der Kirche ist das hl. Opfer, der Clerus bringt es dar. Selbst die Welt fühlt es, daß an dem Clerus etwas Göttliches ist. Der Clerus ist ganz wehrlos, hat keine Waffen, kann nur dulden. Und doch hängt er am Himmel, wo keine Menschenhand mehr hinaufreicht."

„Wir wollen zu Gott hoffen, daß er seiner Kirche eine Reformation zuschicke, wie er sie zur Zeit der großen Kirchenspaltung an dem hl. Ignatius und sonst immer noch geschickt hat. Da kann es wohl sein, daß eine solche Reformation, wie bei Bernard, Franziskus, Dominikus, mit großer Armuth der Geistlichen anfängt."

„Wir wollen zu Gott hoffen, daß er seiner Kirche die Reformation zuschickt, wie er sie hat, seit der großen Glaubensspaltung, an dem hl. Ignatius und sonst immer sie geschickt hat. Da kann es wohl sein, daß eine solche Reformation, wie bei Bernhard, Franciscus, Dominicus mit großer Armuth der Geistlichen anfange.“

Leben

des

Alexander von Hohenlohe,

Bischof von Sardika.

Alexander von Hohenlohe, Bischof von Sardika, Großpropst von Großwardein u. s. w.

Im Taufbuche der katholischen Gemeinde zu Kupferzell liest man in lateinischer Sprache: „Am 17. August, Morgens, wurde geboren und am darauffolgenden Tage in der Hofkapelle getauft der Durchl. Fürst Leopold Alexander Franz Joseph Emerich, ehelicher Sohn des Druchl. regierenden Fürsten Carl Albert von Hohenlohe und Waldenburg Schillingsfürst, kaiserlichen Generals und Ritters des St. Hubertusordens, und der Durchl. Fürstin Juditha Franziska, gebornen v. Rewiczky aus Ungarn. Die Taufhandlung verrichtete der Durchl. Fürst Franz Carl von Hohenlohe und Waldenburg Schillingsfürst, Dekan der Cathedralkirche zu Ellwangen u. s. w."

Alexander von Hohenlohe, unter welchem Namen der eben genannte Täufling allgemein bekannt ist, stammte demnach von dem Geschlechte der Fürsten von Hohenlohe ab, das im nördlichen Würtemberg, den Oberämtern Künzelsau, Oehringen, Gerabronn und Mergentheim ansehnliche Besitzungen hat und bis zum Jahre 1806 souverän war. Schon seit längerer Zeit theilt sich dieses Geschlecht in zwei Hauptlinien, eine protestantische, bestehend

aus den Häusern Hohenlohe-Oehringen-, Langenburg und -Kirchberg, und eine katholische, zu der die Häuser Hohenlohe Bartenstein und Hohenlohe Waldenburg Schillingsfürst gehören. Letzterer Zweig ist übrigens erst seit 1667 katholisch, in welchem Jahre Ludwig Gustav, regierender Fürst von Waldenburg Schillingsfürst, convertirte.

In Kupferzell, im Oberamte Oehringen, besitzen die Hohenlohe W. Sch. ein Residenzschloß und in diesem wurde Alexander, das jüngste unter 17 Kindern, dem damals regierenden Fürsten Carl Albert 1794 geboren.

Der Vater, ein biederer österreichischer General, kränkelte in Folge mannigfaltiger moralischer Leiden von der Zeit der Geburt seines Benjamin, durfte jedoch das Bett nicht hüten. Kurz vor dessen Tode erkrankte der kleine Prinz an den Blattern und erblindete auf einige Zeit. Als er das Augenlicht wieder erhielt, freute sich der Vater sehr und machte Allen, mit denen er in Berührung kam, Mittheilung davon. Er konnte jedoch diese Freude auf Erden nicht mehr lange genießen, indem er wenige Wochen nachher starb.

Sein ältester Bruder vertrat fortan bei ihm und den übrigen Geschwistern Vaterstelle und hatte auch die Liebe und den Ernst eines Vaters, daher er von dem kleinen Alexander geliebt und gefürchtet wurde. Nach dem Urtheile einer ihn überlebenden Schwester war er ein kräftiger, hübscher Junge, etwas wild und ein Freund von solchen Spielen, mit welchen körperliche Anstrengung verbunden ist. Er selbst schrieb später, er sei ein ziemlich muthwilliger Knabe und zu drolligen Streichen und Leibesübungen immer bereit gewesen. Zum Lernen habe man ihn mit Strenge anhalten

müssen, er habe seine Aufgaben gewöhnlich erst kurze Zeit, bevor er abgehört wurde, und nur oberflächlich gelernt. Seine Bücher habe er oft verloren, seine Kleider immer schnell zerrissen und seie kein Freund der Ordnung gewesen.

Man glaubte, ein so gearteter Knabe werde sich später am Besten zum Militärdienste eignen und kleidete ihn darum in eine Uhlanenuniform. Es zeigte sich jedoch bald, daß er von der Vorsehung zum Dienste der Kirche berufen sei. Er hatte nemlich treffliche Gemüthsanlagen, war für religiöse Eindrücke sehr empfänglich und bei fremdem Unglücke voll Mitleiden und Theilnahme. Er sagt in dieser Hinsicht selbst: „In unserem Hause ließ mir Jedermann Gerechtigkeit widerfahren wegen meiner Herzensgüte, die sich durch eine besondere Liebe und ein zartes Mitleid gegen Arme und Kranke bewies.“ Selbst aus seinen kindischen Spielen und Liebhabereien konnte man seinen Beruf erkennen; denn seine Freude war es, priesterliche Kleider anzulegen und an einem von ihm zugerichteten kleinen Altare Messe zu lesen, wobei seine jüngste Schwester ihm ministriren und andere priesterliche Funktionen nachahmen mußte. Er begleitete Priester bei Krankenbesuchen, mischte sich bei Processionen unter die Volksmenge und betrug sich dabei sehr anständig. Seinem ältesten Bruder entging das Alles nicht und er glaubte darum, Alexander sei nicht zum Militär, sondern zum Priesterstande bestimmt. Einmal auf das Christfest stellte er eine Probe an, ob seine Meinung auch richtig sei. Er ließ ein herrliches gesatteltes Militärpferd verfertigen und es in einem schön beleuchteten und geschmückten Saale aufstellen. Zugleich aber ließ er auch einen Altar und priesterliche Kleider machen und diese Gegenstände in

den nemlichen Saal bringen. Alexander wurde in den Saal geführt. Er beschaute sich die ihm bestimmten Geschenke einen Augenblick, lief dann aber auf den Altar zu, ohne das Kriegsroß einer weiteren Aufmerksamkeit zu würdigen, legte das Meßgewand an und begann nach Kindersitte die Ceremonien der hl. Messe nachzuahmen, die er sehr gut beobachtet hatte. Darauf sprach sein Bruder: „Nun sehe ich deutlich, Alexander wird ein Geistlicher werden.“

Diese Uebungen wurden später oft wiederholt. Die Kranken und Sterbenden besuchte Alexander oft allein und sprach ihnen zu oder betete mit ihnen; wenn Personen starben, begleitete er den Leichenzug derselben. Seiner kleinen Schwester gab er brüderliche Verweise, wenn sie das Kreuzeszeichen nicht recht machte oder beim Gebete zerstreut zu sein schien, wogegen sie ihn auch wieder auf seine Fehler aufmerksam machte.

War sonach Liebe zur Religion dem jungen Fürsten schon angeboren, so wurde sie noch erhöht durch die Erziehung und den Unterricht seiner sehr frommen Mutter, die ihn als ihren Benjamin vorzüglich liebte. Wie sie den religiösen Unterricht ihm ertheilte, darüber geben seine eigenen Worte am besten Aufschluß. „Den ersten Religionsunterricht, sagt er, erhielt ich von meiner geliebten Mutter; und zwar erhielt ich ihn, sobald ich der Rede mächtig war. Durch sie wußte ich von Gott, daß von ihm alles Gute kommt, daß Er alle Freuden gibt und von den Kindern nur Gehorsam und Wahrhaftigkeit verlangt. — Nie sprach meine Mutter über und von Gott außer in Stunden, wo ich heiter und voll kindlichen Frohsinnes war; sie sprach von ihm nach jeder Freude, die mir zu Theil geworden

war; nach jedem Geschenke, das ich bekommen, nach jeder Gefahr, die ich überstanden hatte; auch forderte sie das Kind nie zum Beten auf, wußte ihm aber eine solche Richtung zu geben, daß das Beten am Morgen und am Abend ihm Bedürfniß war. Die eigene hohe Pietät meiner Mutter wußte uns auf ganz sinnreiche Weise religiöse Gesinnungen einzuflößen und durch den Ausdruck ihrer Stimme sowie durch kleine Erzählungen von Gott, der fromme Kinder so sehr liebt, unser Gefühl für die Religion zu wecken. Das Mutterwort und noch mehr der in Liebe überfließende Muttersinn legten den Grund zur Pietät, den dann der Religionslehrer nur zu erläutern hatte. Dank dir, vielgeliebte Mutter, ewig bleibe ich dein Schuldner! So oft dein Blick, dein Wandel, deine herben Leiden, dein Schweigen, deine mütterliche Hand, die uns Kinder früh und am Abend segnete, und deine betende Stellung mir ins Auge trat, ward schon von meiner frühesten Jugend an die Sehnsucht nach dem Himmel, das Gefühl der Religion mir wie angeboren und so tief ins Herz geprägt, daß späterhin kein Begriff, kein Zweifel, kein Reiz, kein entgegengesetztes Beispiel, kein Leiden, kein Druck, ja sogar keine Sünde dasselbe ertödten konnte. Noch lebt dies lebendige Gefühl des ewigen Lebens in mir und soll mit Gottes Gnade auch in mir fortwirken, bis der Herr mich in dasselbe beruft."

Ob Alexander von Hohenlohe in seinen Knabenjahren mit Krankheiten heimgesucht wurde, darüber liegen keine Berichte vor, wohl aber war er zweimal während dieser Zeit in Lebensgefahr. Einmal war er nahe daran, eine Nadel zu verschlingen, aber seine Schwester hatte soviel

Geistesgegenwart, ihm dieselbe, als sie schon nahe am Schlund war, herauszureißen; und ein anderes Mal wollte er Vitriol, das er für einen eßbaren Gegenstand ansah, genießen, was die nemliche Schwester glücklich verhinderte.

Den ersten Unterricht erhielt der junge Fürst von einer französischen Gouvernantin; in der Religion war außer der Mutter ein emigrirter französischer Priester — gerade kein Licht der Wissenschaft — sein Lehrer. Derselbe kehrte bald darauf wieder nach Frankreich zurück. Später wurde der gelehrte, demüthige und bescheidene Exjesuit P. Riehl sein Hofmeister und gewann das Zutrauen des Knaben in hohem Grade.

Er machte bei seinen guten Geistesgaben in jenen Unterrichtsgegenständen, an welchen er Freude hatte, große Fortschritte. Zu ihnen gehörte insbesondere die Geographie; er konnte noch sehr jung auf der Landkarte die verschiedenen Länder der Erde und ihre Hauptstädte zeigen. Sein Aufenthalt war während der Jugendzeit abwechselnd in den fürstlichen Schlössern zu Schillingsfürst, Kupferzell und Langenburg.

Als von Hohenlohe das zehnte Lebensjahr erreicht und genügenden Privatunterricht erhalten hatte, um mit Nutzen eine Studienanstalt beziehen zu können, verließ er seine Heimath und kehrte fortan nur noch vorübergehend in dieselbe zurück.

Seine Studien.

Zuerst besuchte Alexander von Hohenlohe das Theresianum zu Wien, eine adeliche Ritterakademie. Die Erziehung der Zöglinge an derselben war ziemlich militärisch, sie trugen Uniform, Seitengewehr u. s. w., was ihm nicht recht zugesagt zu haben scheint. Den Unterricht an dieser wie an vielen andern Lehranstalten Oesterreichs ertheilten die Väter der frommen Schulen, eines 1636 vom hl. Joseph von Calasanz gestifteten Ordens. Er machte in den Humanioren, die hier gelehrt wurden, gute Fortschritte und erhielt jedes Jahr einen Preis, entweder aus der Religion oder aus der Geschichte oder wegen seiner sittlich guten Aufführung. Unter den Lehrern schätzt er den Pater Adolph Stengel am Meisten. Er trug ihn nachher in dankbarer Erinnerung und gedachte seiner täglich im Gebete: denn ihm glaubte er vorzüglich die Bewahrung seiner Unschuld zu verdanken zu haben. Er hatte in liebendem Ernste manches warnende Wort an Alexander gerichtet und ihn dadurch vor einem Pestübel, das damals unter der Jugend ziemlich verbreitet war, bewahrt.

Nachdem er vier Jahre am Theresianum studirt hatte, wurde er an das Gymnasium nach Bern, in der Schweiz, gebracht, indem sein Schwager, Graf Fries, diese Studienanstalt sehr empfahl. Der Canton Bern war damals, wo das Pruntrutische noch nicht mit ihm vereint war, ganz reformirt, daher auch die Lehrer am Gymnasium der reformirten Confession zugethan. v. Hohenlohe liebte sie aber und bewunderte noch später die gute Zucht, welche sie handhabten, ohne die Zöglinge zu strafen. Besonderes Lob spendete er dem Curator der Anstalt, Freiherr von Mutach. Die Fächer, in welchen der Fürst zu Bern von $18^{08}/_{10}$ Unterricht erhielt, waren lateinische und griechische Literatur, deutsche und französische Sprache, Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturlehre, Zeichnen, Gesang und Fechten. Den Religionsunterricht ertheilte ihm der damalige katholische Stadtpfarrer Alois Bock, der etwas freie kirchliche Ansichten hatte, aber von Alexander doch geachtet wurde. Ueber sein Betragen und über seine Fortschritte während seines Aufenthalts in Bern gibt nachstehendes Zeugniß, welches ihm der Canzler von Mutach ausstellte, am besten Aufschluß:

„Indem die Curatel der Bernischen Akademie E. D. die verlangten Atteſtate der Herren Lehrer über Hochdero Benehmen während Ihrer Anwesenheit auf hiesiger Schule und Akademie angebogen zu übersenden die Ehre hat, ergreift sie mit Freuden die Gelegenheit, auch ihrerseits über das edle Betragen gegen Mitschüler und Lehrer und über den Fleiß im Studiren, die E. D. auszeichneten, das rühmlichste Zeugniß auszustellen und E. D. der aus-

gezeichnetsten Hochachtung zu versichern, womit derselbe zu verbleiben die Ehre hat u. s. w."

Von Bern kehrte Alexander von Hohenlohe wieder nach Wien zurück, wo er, nachdem auf das stürmische Kriegsjahr 1809 und die in der Nähe dieser Hauptstadt gelieferten Schlachten von Aspern und Wagram der Friede wieder hergestellt worden war, noch ein Jahr am Theresianum studirte, dann in das Clericalseminar übertrat und dort von $18^{11}/_{13}$ Unterricht in der Philosophie genoß. Vor dem Eintritt in das Seminar empfing er das hl. Sakrament der Firmung und die vier niederen Weihen in der Hauskapelle des Erzbischofs Hohenwart, welcher ihm sehr gewogen war. Hohenwart war ein Mann von vielen Kenntnissen und großer Frömmigkeit. Die Kaiserin Maria Theresia hatte ihn zum Erzieher der Söhne des Erzherzogs Leopold auserwählt. 1792 wurde er Bischof von Triest, und als 1803 das Wiener Erzbisthum erledigt wurde, glaubte Kaiser Franz keinen geeignetern Cleriker für diese wichtige Stelle finden zu können, als seinen Erzieher und Lehrer. Hohenwart bekleidete das neue Amt bis 1820, wo er in einem hohen Alter starb.

Auf Anrathen einiger Ungarn und gegen den Willen des H. Erzbischofs in Wien trat Hohenlohe im Jahre 1813 in das Priesterseminar zu Tyrnau in Ungarn ein und hörte bei den Professoren Rankowitz und Derchick Exegese, Hermeneutik, Dogmatik und Dogmengeschichte. Er war nicht gerne in Tyrnau und verwendete daselbst nach seinem eigenen Geständnisse nicht den gehörigen Fleiß auf das Studium, weil die harte Behandlung, die er von Seite

eines Obern der Anstalt erfuhr, und dessen rohes Benehmen eine große Mißstimmung in ihm hervorriefen.

Im Uebrigen blieb seine Seele unverdorben, obwohl er in verschiedene Versuchungen gekommen zu sein scheint und auch mit ansehen mußte, wie andere Jünglinge in solchen Gefahren untergingen. „In diesen Jahren (1811 bis 1814), schreibt er selbst, lernte ich, wie groß die Macht der Verführung ist, junge Herzen zu bestricken und wie sehr man auf der Hut sein muß, um nicht von ihr sich hinreißen zu lassen. Dies schreibe ich in Bitterkeit meines Herzens und zur Warnung angehender Kleriker, damit sie dem einschlummernden Sirenengesang ihr Ohr nicht hingeben. Habe ich ausgetobt, dann werde ich erst ein guter Priester werden! — Wehe dem Jünglinge, der das Heiligthum nicht in Unschuld betritt; es ist um die Ruhe seines Lebens, ja zuweilen sogar um sein Heil geschehen! Denn furchtbar wird dann der Kampf mit dem uns innewohnenden Feinde und retten kann uns nur Gottes pure Gnade."

Weil Alexander von Hohenlohe ungern in Tyrnau lebte und anderseits der König Friedrich von Würtemberg, dessen Unterthan er war, den Wunsch aussprach, er möchte in sein Vaterland zurückkehren, verließ er im Herbste des Jahres 1814 den österreichischen Kaiserstaat und begab sich zur Vollendung seiner Studien nach Ellwangen.

In dieser Stadt hatte König Friedrich im Jahre 1812 ein geistliches Generalvikariat errichtet, dem zum Generalvikar ernannten Fürsten Franz Carl von Hohenlohe, Weihbischof von Tempe, einen geistlichen Rath an die Seite gegeben, auch eine katholische Universität gegründet und

befohlen, daß der Generalvikar die katholischen Gemeinden, welche seither zum Bisthum Augsburg gehört hatten, unter selbstständige und unabhängige kirchliche Verwaltung nehmen sollte. Dies Verfahren war durchaus unkanonisch; denn der König von Würtemberg war nicht ermächtigt, eine neue Diözese zu bilden und eine bischöfliche Jurisdiktion zu verleihen. Weil jedoch der heilige Vater damals in Fontainebleau gefangen war, bestätigte der Metropolite der Diözese Augsburg Sede impedita vorläufig und unter Vorbehalt der Rechte des hl. Stuhles das Geschehene und ertheilte dem Generalvikar die kirchlichen Vollmachten, welche er bedurfte.

Die Universität in Ellwangen stand unter Oberleitung des Staates, hatte auch einen protestantischen Curator; die übrigen Lehrer waren aber katholisch, da sie nur für katholische Studirende, die sich für den Priesterstand vorbereiteten, bestimmt war. Da die Regierung die Lehrer an derselben (nach den Vorschlägen des Generalvikars) ernannte, war ihre theologische Richtung, besonders was kirchenrechtliche und exegetische Ansichten und Grundsätze betrifft, nicht ganz befriedigend.

Alexander von Hohenlohe schätzte jedoch seine neuen Lehrer hoch und hatte sich auch von ihrer Seite einer sehr liebreichen Behandlung zu erfreuen. Er hörte bei Dr. Gratz Exegese, bei Dr. Wächter Kirchenrecht, bei Dr. Dreyer Dogmatik und Kirchengeschichte und bei Dr. Bestlin, der zugleich geistlicher Rath war, Moral und Pastoral. Letzterer war ein sehr frommer Mann und gewann sich daher die Zuneigung seiner Zöglinge, besonders auch

Hohenlohe's, in hohem Grade. Auch nachdem er Priester geworden war, kam er mit Bestlin noch in vielfache Berührung und zog aus seinem Umgange vielen Gewinn. „Gott möge dem edlen Manne lohnen, was er mir war; unvertilgbar lebt sein Andenken in meiner Seele, sowie auch ich nie aufhören werde, alle Ehrfurcht und Liebe für ihn zu hegen," sagt er selbst in seinen Lichtblicken.

Er wird zum Priester geweiht, macht Reisen nach Stuttgart, München, Rom und von da wieder zurück nach München.

Nachdem von Hohenlohe seine Studien vollendet hatte, ertheilte ihm sein Onkel, der Hochwürdigste Weihbischof Franz Carl, das hl. Sakrament der Priesterweihe und am nämlichen Tage zwei von seinen Schwestern die hl. Firmung. Der junge Fürst war zwar am 16. September 1815 erst 21 Jahre und einige Wochen alt, aber der hl. Stuhl hatte ihn auf sein Ansuchen von der kanonischen Vorschrift, nach welcher ein zu weihender Priester das 24. Lebensjahr zurückgelegt haben muß, dispensirt. Am 18. September feierte er in der Stiftskirche zu Ellwangen sein erstes hl. Meßopfer, wobei sein Onkel, der Generalvikar, ihm assistirte. Die Primizpredigt hielt sein Freund und Lehrer, der damalige Professor J. M. Sailer aus Landshut. Sie wurde nachher unter dem Titel: „Der Priester ohne Tadel" dem Drucke übergeben. Es war rührend anzusehen, wie der blühende Fürstensohn voll Andacht und Aufmerksamkeit, angethan mit den priesterlichen Gewändern, die Lehren und Ermahnungen des Predigers anhörte, welcher ihm eindringlich die Pflichten seines neuen Standes vor Augen hielt. Die Bewohner

des altgläubigen Jesuitenstädtchens nebst den Landleuten aus den umliegenden Ortschaften nahmen großen Antheil an der Feier und verherrlichten sie durch Verzierung der Häuser und Straßen, daher dieser Freudentag noch bis auf den heutigen Tag sich frisch im Andenken der ältern Bürgersleute erhalten hat. In der Wohnung des Onkels wurde nach der kirchlichen Feier ein Gastmahl gehalten, an welchem sehr viele angesehene Personen Theil nahmen.

Nach dem Empfange der Priesterweihe beschäftigte sich von Hohenlohe unermüdet mit dem Besuche der Kranken und Sträflinge, dem Predigtamte und den übrigen Verrichtungen des priesterlichen Berufs. Es herrschte gerade in jenem Herbste eine Epidemie in Ellwangen und der Umgegend dieser Stadt, an welcher viele Leute starben, und so fand der Berufseifer des jungen Priesters ein reiches Feld für seine Thätigkeit. Er setzte sich hiebei den größten Gefahren aus, hatte aber keine Furcht vor der Ansteckung und bewahrte auch seine Gesundheit ungeschwächt.

Mit den übrigen Geistlichen, welche in Ellwangen der Seelsorge oblagen, stand er in sehr freundschaftlichem Einvernehmen. Vorzüglich schätzte er unter ihnen den Stiftspfarrer Wagner († 1816) und den Jesuiten Pater Reeb. Auch den nachmaligen Professor von Drey, welcher als theologischer Schriftsteller rühmlichst bekannt ist, lernte er in Ellwangen kennen und war ihm befreundet, wie anderseits von Drey noch in seinen alten Tagen mit vieler Hochachtung von Alexander von Hohenlohe redete.

Im Jahre 1816 begab sich von Hohenlohe nach Stuttgart und verweilte zwei Monate daselbst. Sein

Bruder Carl stellte ihn dem Könige Friedrich vor. Friedrich war ein etwas despotischer Fürst, wollte darum möglichst unumschränkt die Regierung führen und brachte das sogenannte Oberaufsichtsrecht des Staates über die Kirche in ausgedehntester Weise in Anwendung. Persönlich war er, der Sohn eines katholischen Vaters, der katholischen Kirche jedoch durchaus nicht abgeneigt, man darf sagen, er hatte sogar Wohlwollen für sie. Hätten seine Rathgeber bessere Grundsätze gehabt, so wäre vielleicht manche, die Kirche beengende Verordnung unter seiner Regierung nicht erschienen. Ein Nachtheil für die Katholiken war es besonders, daß der katholische Priester und ehemalige Conventual des Klosters Neresheim, Benedikt Maria Bernhard Werkmeister, bei ihm Alles vermochte, und geistlicher Rath und nachher Oberkirchen- und Schulrath wurde. Er benützte seinen Einfluß, um seinen unkirchlichen Grundsätzen und Ansichten über die Liturgie, Ascese und alle Zweige der Pastoral und Pädagogik Geltung in den auf seinen Rath erscheinenden Regierungserlassen zu verschaffen.

Bei der Audienz, welche Alexander von Hohenlohe bei dem Könige hatte, sprach dieser zu ihm folgende, eines Fürsten wahrhaft würdige Worte: „Es ist erfreuend, in unsern Zeiten einen Mann Ihrer Geburt den geistlichen Stand ergreifen zu sehen, der so höchst ehrwürdig ist und so einflußreich für das Wohl des Staates wirkt. Ich höre, bei Ihrer ersten Messe war viel Volk gegenwärtig. Ein Beweis, daß unter dem Volke Religion ist; ich habe dies mit Freuden von meinem katholischen Volke vernommen."

Friedrich hätte wahrscheinlich dem jungen Fürsten ein höheres Kirchenamt in seinem Lande verliehen, wenn

ihn nicht ganz kurze Zeit nach dieser Audienz der Tod überrascht hätte.

Von Hohenlohe begab sich noch im Herbste des Jahres 1816 nach München, wo seine Schwester Josepha an den Grafen von Hollestein verehelicht war. Auch hier wurde er von dem regierenden Könige Maximilian I. empfangen und großer Aufmerksamkeit gewürdiget. Maximilian war ein sehr herablassender, wohlwollender Fürst, den seine Unterthanen aufrichtig liebten. Gegen die katholische Kirche war er gut gesinnt, hatte übrigens nicht Einsicht und Kenntnisse genug, um die kirchenfeindlichen Pläne seiner Minister und Beamten zu durchschauen, daher die Kirche unter seiner Regierung Vieles zu leiden hatte. Das Concordat, welches er 1817 mit dem hl. Stuhle abschloß, heilte viele der Wunden, an welchen die Kirche litt und hätte sie noch vollständiger geheilt, wenn es ganz vollzogen und nicht Landesgesetze erlassen worden wären, welche manche Artikel desselben geradezu aufhoben. Es waren damals zwei Parteien in Bayern einflußreich und mächtig. Die eine bestand aus den (früher französisch gesinnten) Freidenkern, an deren Spitze der zu seiner Zeit allmächtige Minister von Mongelas stand, die andere aus protestantischen Professoren und Beamten, welche großen Theils vom Auslande berufen worden waren, um in diesem Land, wo angeblich noch viel Finsterniß und jesuitischer Aberglauben herrschte, das Licht der Wissenschaft zu verbreiten. Beide Parteien standen sich feindselig gegenüber, waren jedoch darin einverstanden, daß man die katholische Kirche unterdrücken und bevormunden müsse.

König Maximilian gewann sogleich bei der ersten Audienz, welche er dem Fürsten von Hohenlohe ertheilte, eine sehr günstige Ansicht über seine Person, und da das Schloß Schillingsfürst, von welchem sein Haus den Namen führt, sowie die meisten Güter der Familie Hohenlohe Waldenburg Schillingsfürst durch den Wiener Congreß bleibend an die Krone Bayern gekommen waren, betrachtete er denselben als seinen Unterthan und wollte ihn im Dienste der vaterländischen Kirche verwenden. Er gab demgemäß seinem ersten Minister, dem Grafen von Montgelas, die geeigneten Wünsche zu erkennen, und dieser ließ den Fürsten am 25. August 1816 zu sich bescheiden und erklärte ihm: „Seine Majestät wünschen, daß Sie als Bayer dem Dienste Ihres Vaterlandes Sich widmen möchten, was auch ich wünsche, da ich in Ihnen den Beruf zu dem Stande, welchen Sie antraten, wahrgenommen zu haben glaube. Sie haben einen guten Vortrag auf der Kanzel und eine offene freimüthige Sprache, welche Ihnen das Vertrauen, aber auch den Neid so Mancher zuziehen wird. Benützen Sie diese Gabe zum Guten! — Da die Unterhandlungen mit Rom im Gange sind, hoffen wir bald zu einem günstigen Resultate zu gelangen, wo dann Seine Majestät Sie anstellen werden."

Am folgenden Tage lud der König den Fürsten zur Tafel und sagte ihm bei diesem Anlasse viel Schmeichelhaftes.

Er reist nach Rom und wird wiederholt vom hl. Vater empfangen.

Alexander von Hohenlohe hatte schon lange den Wunsch in sich getragen, den hl. Vater und seine Residenz, die jedem frommen Katholiken so würdige Stadt Rom, zu sehen, in welcher so viele große Heilige lebten und begraben sind. Dieser lang gehegte Wunsch ging im Herbste des Jahres 1816 in Erfüllung. Mit Empfehlungsschreiben von dem Könige von Bayern versehen, verließ er München am 15. Oktober und kam bald wohlbehalten in der Hauptstadt der Christenheit an. Seinen Aufenthalt nahm er im Noviziate der Jesuiten auf dem Monte Cavallo. Ueber seine Audienzen bei dem hl. Vater wollen wir ihn selbst vernehmen.

„Gegen Ende November, schreibt er, hatte ich bei Sr. Heiligkeit Pius VII. meine erste Audienz, die mir unvergeßlich bleiben wird. Beim Eintritt in das Wohnzimmer des Papstes kam er mir schnell entgegen, worauf ich der Sitte gemäß mich anschickte, ihm die Füße zu küssen, was er auch geschehen ließ. Mit einem ernsten Blicke führte er mich zu seinem Schreibtische, wo er sich setzte und mich anhaltend anblickte. Ich gab ihm ein Schreiben

Sr. Majestät des Königs von Bayern, das er bei Seite legte, worauf er schnell die Frage an mich richtete, ob ich literas dimissoriales von meinem Bischofe bei mir hätte? Da dies bei uns in Deutschland nicht gewöhnlich ist, entschuldigte ich mich und wies meine Zeugnisse über vollbrachte Verrichtungen in der Seelsorge vor. Etwas ereifert sagte er: Bei euch in Deutschland ist Manches nicht Gebrauch, was Gebrauch sein sollte! — Als er nun in meinen Zeugnissen las, daß ich auch Personen des andern Geschlechts Beicht gehört hätte, sprach er: Wie so? Vor dem dreißigsten Jahre ist es nicht erlaubt, Frauenpersonen Beicht zu hören! — Worauf ich ehrfurchtsvoll erwiderte, daß bei uns wegen Mangel an Priestern sogleich jeder approbirte Beichtvater Personen beiderlei Geschlechts Beicht hören könne. Hierauf entließ er mich und reichte mir die Hand zum Kusse, als Zeichen geendigter Audienz. Nach Hause mich begebend, dachte ich dieser Audienz nach, wobei es mir aus der Art und Weise meines Empfanges nicht entgehen konnte, daß ich bei dem Oberhaupte der Kirche müsse verläumdet worden sein.

Allen Cardinälen stattete ich meinen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit ich an dem damaligen Cardinaldecan Mathei und an den Cardinälen Pacca, de Gregorio, Morozzo und dem Staatssecretär Consalvi sehr würdige Männer kennen lernte, die mit Recht auf dieser hierarchischen Höhe zum Wohl der Kirche standen.

Nach längerem Aufenthalte in Rom ward mir endlich das Räthsel gelöst, warum der hl. Vater mich so kalt empfangen hatte. Cardinal Pacca theilte mir im Vertrauen mit, daß ich angeklagt wäre, die Sakramente in deutscher

Sprache administrirt zu haben, und daß ich ein Mitglied der Bibelgesellschaft sei. Es war mir ein Leichtes, mich über derlei Anklagen zu rechtfertigen, wozu sich in der nächsten Audienz beim hl. Vater die Gelegenheit erbot. Ich bemerkte gleich anfangs gütigere Gesinnungen gegen meine Person. Er fragte mich in väterlichem Tone: Mein Sohn, hast du die Sakramente nicht in deiner Muttersprache administrirt? — Nie, heiliger Vater, war meine Antwort. Wohl habe ich, da ich in einem Orte*) fungierte, wo sich auch Akatholiken befanden, die Ceremonien ihnen erklärt und die Gebete bei Ausspendung der Sakramente in deutscher Sprache wiederholt, damit diejenigen, die nicht im Schooße der Kirche sind, ersähen, welch' ein erhabener Geist und Sinn in allen Kirchengebeten herrsche; und ich habe den Nutzen dieser Weise aus der Achtung und Verehrung gesehen, mit welcher auch Protestanten meinen Krankenversehungen beiwohnten. Hierauf erwiderten Seine Heiligkeit: Wenn du nur das gethan hast, bin ich zufrieden. Ferner stellte er die Frage an mich: bist du nicht ein Mitglied der sogenannten Bibelgesellschaft? Nein, E. H., war meine bestimmte Antwort hierauf; ich war es nie und werde mich auch nie zu ihnen gesellen; weil ich das Gefährliche derselben einsehe, sowie ihr Bemühen kenne, solche Bibeln zu verbreiten, die nicht nach der Auslegung der katholischen Kirche verfaßt sind. Mit dieser Antwort war der Papst zufrieden und bezeigte sich, so oft ich noch das Glück hatte, ihm

*) Der hier wahrscheinlich gemeinte Ort Kupferzell zählt etwa 1500 protestantische und etwas über 300 katholische Einwohner.

meine Aufwartung zu machen, mit wahrhaft väterlicher Huld und Gnade. Unvergeßlich werden mir seine letzten Abschiedsworte bleiben, die mir tief in die Seele drangen: „Bereite dich vor durch anhaltendes Gebet und Betrachtung, die Last tragen zu können, welche seiner Zeit auf deine Schultern gelegt werden wird.“

Was die beiden Punkte betrifft, wegen deren von Hohenlohe beim hl. Vater angeschwärzt worden war, so läßt sich nicht läugnen, daß in jener Zeit im Königreiche Würtemberg von vielen Geistlichen die hl. Sakramente in der Landessprache ausgespendet wurden, auch gab es Geistliche daselbst, welche die Bibel zu verbreiten suchten und das Lesen derselben unbedingt empfahlen. Der Generalvikar von Wessenberg zu Constanz hatte dem Gebrauche der Muttersprache bei Ausspendung der hl. Sakramente beständig das Wort geredet und verfaßte später selbst ein Ritual, das ganz in deutscher Sprache geschrieben ist. Von Werkmeister hatte schon, als noch Herzog Carl regierte, bei dem Gottesdienst die hl. Messe deutsch celebrirt und die hl. Sakramente in dieser Sprache ausgespendet und empfahl nachher als Kirchenrath das Nemliche allen Geistlichen des Landes. Sein Schüler und Schützling, der Dekan Beda Pracher, hatte ein eigenes Ritual in deutscher Sprache verfaßt, das vielfach statt des Diözesanrituals gebraucht wurde. Später erschienen noch mehrere ähnliche Arbeiten. Auch das damals herauskommende Pastoralarchiv in Constanz und die Linzer Monatschrift enthielten viele Formularien, nach denen einzelne Seelsorger die Sakramente spendeten und die kirchlichen Segnungen vornahmen; häufig fertigten aber Geistliche sich selbst solche Formularien und

gebrauchten sie in ihren Kirchen. Das Schlimmste an der Sache war, daß diese Ritualien und Ritualformularien die vorgeschriebenen Exorcismen und Segnungen oft gar nicht oder sehr verstümmelt und dem Zeitgeschmacke angepaßt, statt Gebete meist lange und sehr wässerige Belehrungen über die vorkommenden Ceremonien enthielten und öfter zweifelhaft war, ob ein Sakrament nach ihnen nur gültig gespendet wurde: Zweifel, die bei den Benediktionen, welche nur gültig nach der Intention der Kirche und insoweit der Ausspender Diener derselben ist, vorgenommen werden können, sich in besonders hohem Grade einstellen mußten.

Die Kirchenversammlung zu Trident hatte Sess. XXII c. 8 verboten, die hl. Messe in der Landessprache zu feiern und Sess. VII c. 13 das Anathem über Jeden ausgesprochen, welcher behaupten würde, die Gebräuche, welche bei der Verwaltung der hl. Sakramente üblich seien, können verachtet, oder von den Ausspendern ohne Sünde nach Willkür weggelassen, oder durch jeden beliebigen Kirchenhirten mit neuen anderen vertauscht werden.

Diese Bestimmungen der Kirchenversammlung litten auf jene Priester Anwendung und der hl. Vater, der für die Erhaltung der herkömmlichen kirchlichen Gebräuche und Beobachtung der Concilienbeschlüsse zu wachen hat, auch wünschen muß, daß in so wichtigen Punkten, wie die Darbringung des hl. Meßopfers und die Verwaltung der hl. Sakramente sind, in der ganzen Kirche möglichste Gleichförmigkeit bestehe, hatte allen Grund, gegen die genannte deutsche Geistlichkeit Beschwerde zu erheben, die freilich insofern Nachsicht verdiente, als sie an den theologischen Lehr-

anstalten und in den theologischen Zeitschriften immer nur das anrühmen und empfehlen hörte, was das Oberhaupt der Kirche mißbilligte.

Was die Bibelgesellschaften betrifft, so bestanden unter den Protestanten, besonders den englischen, solche schon längere Zeit. Durch bedeutende Geldbeiträge ihrer Mitglieder bestritten sie die Druckkosten für zahllose Bibeln, welche sie dann entweder sehr wohlfeil an das gemeine Volk verkauften oder geradezu verschenkten. Eine ähnliche Bibelgesellschaft gründete im katholischen Deutschland Leander van Eß mit seinem Vetter Carl van Eß. Früher Benediktiner, war er nach der Säcularisation in der Pastoration und seit 1812 als Professor der Theologie in Marburg thätig gewesen. Er übersetzte das neue Testament schon im Jahr 1803 und verbreitete es in sechs verschiedenen Ausgaben sehr wohlfeil. Er errichtete zum Zwecke der Bibelverbreitung ein eigenes Bureau und erhielt bedeutende Geldunterstützungen von den englischen Bibelgesellschaften, daher er auch lutherische Bibeln verbreitete. Van Eß verfaßte auch mehrere Flugschriften, in welchen er das Lesen der hl. Schrift dringend empfahl. Sein Unternehmen wurde von mehreren Bischöfen, denen er es empfahl, als unstatthaft verworfen, da die Kirche nur erlaube, solche Bibelübersetzungen zu lesen, welche vom apostolischen Stuhle gut geheißen und mit guten Erklärungen versehen seien. Pius VII. aber erließ im Laufe des Jahres 1816 eine Erklärung an den Erzbischof von Gnesen, welcher nebst seinen Suffraganbischöfen angefragt hatte, wie er sich gegenüber den Bibelgesellschaften verhalten sollte. Darin heißt es: „Die

Erfahrung hat bewiesen, daß die hl. Schrift, wenn sie in der Landessprache verbreitet ist, durch den Leichtsinn der Menschen mehr Schaden als Vortheil stiftet. Dieß ist in gegenwärtiger Zeit um so mehr zu fürchten, wo unsere hl. Religion mit großer Schlauheit und Gewandtheit angegriffen wird. Es ist darum nothwendig, den heilsamen Beschluß vom 13. Juni des Jahres 1757 zu erneuern, welcher alle Uebersetzungen der hl. Schrift in die Landessprache verbietet, mit Ausnahme derjenigen, welche von dem apostolischen Stuhle genehmiget und mit Anmerkungen aus den Werken der Väter herausgegeben sind."

Diese Erklärung des hl. Vaters ist vollkommen richtig. Es weiß Jedermann, daß alle Irrthümer aus falschen Uebersetzungen und Erklärungen der hl. Schrift entstanden. Luther z. B. übersetzte das griechische Wort, welches „Kirche" heißt, immer mit „Gemeinden" und das Wort, das „Priester" bedeutet, mit „Aeltester", fügte auch im Römerbriefe zu dem Verse, in dem ausgesprochen ist, daß der Glaube rechtfertige, den entstellenden Zusatz „allein". Auf diese falsche Uebersetzung nun stützte er sich bei seiner Verwerfung der Auctorität der Kirche und des Priesterstandes, sowie bei der Behauptung, daß der Glaube allein rechtfertige. So traf bei ihm ein, was schon der hl. Augustin gesagt hatte: „Ketzereien sind immer nur entstanden, wenn man die gute Schrift nicht gut verstanden hat und dann doch das, was man nicht recht verstanden hat, nach seinem Sinn kühn behauptete."

Anfangs März 1817 entfernte sich von Hohenlohe aus Rom. Er nahm den Rückweg über Loretto und ver-

richtete dort seine Andacht zu der seligsten Himmelskönigin. In Ancona schiffte er sich nach Triest ein und erreichte diese Stadt mittelst des sehr günstigen Windes nach einer zwanzigstündigen Fahrt. Von Triest begab er sich über Laibach und Salzburg wieder nach München, woselbst er am Passionssonntage ankam.

Er wird geistlicher Rath in Bamberg.

In München arbeitete Hohenlohe wieder in der Seelsorge. Er besuchte Kranke, hörte Beicht und predigte alle Sonntage in der Jesuiten- oder Hofkirche, woselbst seit vielen Jahren vortreffliche Redner aufgetreten waren. Er sah immer ein sehr zahlreiches Publikum aus allen Ständen um sich und fand großen Beifall. Eine Frau sagte eines Tages, als sie nach einer Predigt Hohenlohes aus diesem Tempel ging und da es die Mutter desselben, die jedoch der Frau unbekannt war, hörte: „Wie glücklich muß die Mutter eines solchen Sohnes sein!“ Wir können uns denken, was diese glückliche Mutter bei Anhörung dieser Worte empfand.

Der Fürst Alexander lebte sehr gerne in München; denn er fand daselbst ein sehr frommes, gläubiges Volk, das die Kirche fleißig besuchte, die heiligen Sakramente oft empfing und gute Priester sehr hoch schätzte.

Der König Maximilian zog ihn öfters zur Tafel, rühmte seine Predigten und gab ihm während der Theurung des Frühlings 1817 über 4000 fl. zur Vertheilung an die Armen. Er theilte ihm öfters die innersten Ge-

danken seines Herzens mit, unter Anderm sprach er am Charfreitage des Jahres 1817 folgende, nichts minder als erheuchelte Worte zu ihm, welche würdig sind, dem Andenken der Nachwelt überliefert zu werden. „Lieber Fürst Alexander, nur dann kann ein Souverän ruhig sein, wenn er seine Unterthanen gläubig und ihrer Religion ergeben weiß; dann nur lieben und gehorchen sie auch aus Ueberzeugung ihrem Monarchen. Es gibt eine Epoche im Leben, wo man die Religion etwas leichter nimmt; aber die Jahre bringen auch die Reife. Nur ein gutes Herz behalten, dann kommt man doch wieder zurück. In meinem Alter und besonders an einem Tage, wie der heutige, denkt man ernster über Dinge, worüber man in früheren Jahren leichter hinwegging."

Auch die übrigen Mitglieder der königlichen Familie waren dem Fürsten sehr gewogen. Er fand an dem Hofe eine Herablassung, Offenherzigkeit und Gemüthlichkeit, wie man damals sie kaum an einem europäischen Fürstenhofe, außer etwa dem österreichischen, fand. Besonders schätzte er den Kronprinzen Ludwig. Dieser hatte durch den frommen Sambuga eine vortreffliche Erziehung erhalten und besaß eine Kenntniß der alten Sprachen und der klassischen Kunst, wie kaum ein zweiter Fürst Europa's. In der Geschichte war er sehr bewandert und kannte nicht nur die deutsche Literatur, sondern bereicherte sie auch durch seine in Form und Inhalt trefflichen Gedichte. Dabei besaß er große Charakterfestigkeit ohne allen Stolz. Seine Freude war es, sich unter das Volk zu mischen und an seinen Vergnügen Theil zu nehmen.

Auch mit vielen andern Männern und Frauen, welche in Ansehen standen, sei es wegen des hohen Ranges, den sie einnahmen, oder wegen ihrer Bildung und Gelehrsamkeit kam von Hohenlohe in München in Berührung, unter welchen besonders Eduard von Schenk zu nennen ist, welcher als Schriftsteller berühmt und unter der Regierung des Königs Ludwig Minister wurde. Er nahm diesen edlen Freiherrn, welcher protestantisch erzogen worden war, in den Schoos der katholischen Kirche auf.

Vier Monate hatte Alexander in München verweilt, als er am 20. Juni vom Ministerium des Innern folgendes Dekret erhielt:

„Nachdem Seine Königliche Majestät allergnädigst geruht haben, durch allerhöchste Entschließung vom 8. d. M. den Herrn Fürsten Alexander von Hohenlohe Schillingsfürst zum wirklichen geistlichen Rathe bei dem bischöflichen Generalvicariat zu Bamberg zu ernennen und allerhöchst ihre Regierung des Obermainkreises zu Baireuth anzuweisen, demselben das Ernennungs-Notifications-Dekret hierüber auszufertigen und ihn am Sitze der Regierung förmlich in Pflichten zu nehmen, so wird der gedachte Herr Fürst zu dem Ende in Kenntniß gesetzt, um sich an den Ort seiner neuen Bestimmung zu verfügen."

Am 31. Juli verließ auf dieses Dekret hin von Hohenlohe München und begab sich über Schillingsfürst, wo er sich einige Tage bei seinem Bruder Franz aufhielt, an seinen Bestimmungsort Bamberg. Er kam am 14. August daselbst an, wurde am 21. August von dem Regierungspräsidenten von Welden in Baireuth in Pflicht genommen

und legte am 24. in der ersten Vicariatssitzung, welcher er beiwohnte, die professio fidei (Glaubensbekenntniß) ab.

Im Jahre 1817 kam glücklich ein Konkordat zwischen dem hl. Vater und dem Könige Maximilian zu Stande, durch welches die acht schon seit alten Zeiten bestehenden Bisthümer aufrecht erhalten und zum Theil vergrößert wurden, indem manche Orte, die früher zu andern Diözesen (z. B. Constanz und Salzburg) gehört hatten, nun aber bayerisch waren, mit einer dieser Diözesen vereinigt wurden. In München und Bamberg wurden Erzbisthümer errichtet. Das Konkordat gewährte dem Könige das Recht, die Bischöfe dem hl. Vater vorzuschlagen, von welchem Rechte der König Maximilian auch sofort Gebrauch machte. Für die Diözese Bamberg ernannte er den 78jährigen, aber noch rüstigen Bischof von Eichstätt, Joseph von Stubenberg, für Würzburg den Präsidenten des Generalvicariats in Bamberg, Friedrich von Groß. Allein die ernannten Bischöfe konnten erst im Jahre 1821 Besitz von ihren Stühlen nehmen, weil im Jahre 1818 eine Verfassung und ein Religionsedikt erlassen wurden, durch welche mehrere wichtige Bestimmungen des Konkordats geradezu aufgehoben wurden, wodurch der hl. Vater veranlaßt wurde, den Ernannten die Bestätigung zu verweigern. Der neu ernannte Erzbischof von München, Lothar Anselm von Gebsattel, und der nachmalige Official in Augsburg (damalige Pfarrer) K. Egger, der berühmte Professor Zenner nebst andern Geistlichen, griffen in ihren Reden bei den Landtagsverhandlungen das Religionsedikt mit sehr guten Gründen an und weigerten sich, die Verfassung, von der es einen Bestandtheil bildete, zu beschwören. Der neu

ernannte Erzbischof von Bamberg, der nicht bei der Versammlung der Reichsräthe erscheinen konnte, verweigerte schriftlich die vorbehaltlose Beschwörung der Verfassung. Endlich am 15. September 1821 erfolgte eine königliche Zusicherung, daß das Konkordat in allen seinen Theilen ausgeführt und der Vollziehung der Bulle (vom 1. April 1817) Dei ac Domini Jesu Christi und den sich auf sie beziehenden Executionsdekreten kein Hinderniß in Weg gelegt werden solle. „Indem Wir, wie es heißt, Unsern getreuen Unterthanen die Constitution gegeben haben, ist es Unsere Absicht nicht gewesen, dem Gewissen im Geringsten einen Zwang anzuthun. Es bezieht sich daher, nach den Bestimmungen der Constitution selbst, der von Unsern katholischen Unterthanen auf dieselbe abzulegende Eid lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse und sie werden dadurch zu Nichts verbindlich gemacht werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre.“

Da sonach der erzbischöfliche Stuhl in Bamberg erst vier Jahre nach der Ankunft von Hohenlohe's besetzt wurde, hatte dieser den Herrn von Groß fast so lange er in Bamberg lebte, zum Vorgesetzten. Er stand mit ihm auf einem sehr freundschaftlichen Fuße. Unter seinen Collegen im Generalvicariate fand er eben so gelehrte als fromme Priester. A. Frey, der zugleich Lehrer des Kirchenrechts im Lyceum war, hat sich als Kanoniker einen Namen erworben, welcher einen guten Klang hat. Er trat gerade damals in einer gediegenen Schrift als Vertheidiger des Konkordates gegen dessen viele Gegner auf. Von Hohenlohe, dem es an gründlicher Kenntniß des Kirchenrechts

mangelte, ging dasselbe mit dem geistlichen Rathe Frey durch und wurde von ihm auch in den Geschäftsgang und Curialstyl eingeführt. Leider starb der würdige Priester schon zwei Jahre nach dessen Eintreffen in Bamberg.

Ein weiterer College und Freund von Hohenlohe's, der einen nicht minder großen Ruf hatte als Frey, war der Regens am Seminar, Franz Stapf, ein in allen Zweigen der Pastoral sehr bewanderter Mann. Aus seinem Umgang zog er ebenfalls vielen Nutzen. Auch dieser bescheidene fromme Priester starb schon im Jahre 1820. Seine Werke aber (besonders über das Ehewesen) überlebten ihn. Außerdem kam der Fürst mit dem als Dogmatiker bekannten damaligen Subregens Friedrich Brenner oft in Berührung und befestigte und erweiterte in diesem Umgange seine dogmatischen Kenntnisse.

Unter dem Diözesan-Clerus fand er viele treffliche Männer, welche ihrem erhabenen Berufe Ehre machten, wahre Jünger Christi, welchen Gott und die Kirche heilig waren und die das Pestübel des verdorbenen Zeitgeistes nicht berührt hatte. Vor allen in der Seelsorge angestellten Priestern schätzte er den Stadtpfarrer Dr. Berchtold in Haßfurt, welchen er öfter besuchte. Auf so manchem Spaziergang an den freundlichen Ufern des Mains besprach er sich mit demselben über theologische Gegenstände, vorzüglich über Lehrsätze aus der Dogmatik, in welchem Fache Berchtold um so mehr bewandert war, da er eilf Jahre lang als Professor zu Würzburg über dasselbe Vorlesungen gehalten hatte. Berchtold war nach Hohenlohe's Schilderung das Ideal eines guten Seelsorgers. Trotz seiner Gelehrsamkeit predigte er sehr populär und herzlich und in den Katechesen wußte

er sich ganz in die Ideenwelt der unschuldigen Kleinen hineinzufinden. In der Privatseelsorge war er eifrig, aber klug und seine Zurechtweisungen waren nie vergeblich. Den Gottesdienst hielt er sehr pünktlich. Die größte Ruhe und Ordnung herrschte bei demselben und der Gesang, der nach der Würzburger Liedersammlung vom Volke und Chor vorgetragen wurde, machte einen ebenso ergreifenden als rührenden Eindruck auf die Gemüther. Die Paramente und hl. Gefäße, wie die ganze Kirche, waren sehr schön und reinlich. Der würdige Seelsorger verwendete, was er von seinen Einkünften erübrigen konnte, theilweise auf die Unterstützung der armen und kranken Pfarrkinder und auf die Schule, theilweise aber auf die Ausschmückung seines Gotteshauses.

Neben den angenehmen Erfahrungen, welche von Hohenlohe während seines Aufenthalts in Bamberg machte, gab es übrigens auch manche, die ihn betrübten und bei den Weltkindern in nachtheiligen Ruf brachten. Unter andern solchen Vorgängen soll hier einer, der damals in öffentlichen Blättern besprochen wurde und viel Aufsehen machte, erwähnt werden.

Es erkrankte zu Bamberg der Zeitungsredakteur Dr. Wezel, ein Protestant, sehr gefährlich. Er ließ am dritten Juli (1819) den katholischen Pfarrer Kasseder in Eltmann zu sich bitten. Da dieser aber verhindert war, dem Gesuche des Kranken zu willfahren und die Krankheit immer bedenklicher wurde, ließ seine Frau den Generalvikariatsrath von Hohenlohe, der einen großen Ruf als Krankenfreund besaß, am 6. Juli zweimal nacheinander bittlich ersuchen, zu dem todtkranken Ehegatten zu kommen. Dieser hielt

es für eine Pflicht der christlichen Nächstenliebe, dem Wunsche der Frau zu entsprechen und erschien Nachts um ³/₄11 Uhr im Wohnhause Wezels. Die Frau empfing ihn freundschaftlich und führte ihn in das Zimmer Wezels, der an einer gefährlichen epidemischen Krankheit darniederlag. In Gegenwart zweier Aerzte erklärte er, daß er mit dem Geistlichen allein zu sein wünsche. Als die Aerzte sich entfernt hatten, eröffnete der Kranke bei vollkommenem Gebrauche der Geisteskräfte, daß er in die katholische Kirchengemeinschaft übertreten und in ihr sterben wolle. Der Geistliche unterrichtete ihn nun über die Hauptlehren der Kirche, ließ ihn das Glaubensbekenntniß ablegen, hörte dann seine Beichte, ertheilte ihm das hl. Sakrament der letzten Oelung und betete mit ihm die Akte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe. Um 3 Uhr Morgens entfernte er sich, wurde aber um 7 Uhr schon wieder an das Krankenbett berufen und fand den Kranken in der freudigsten Gemüthsstimmung. Er tröstete ihn und betete mit ihm. Darauf entfernte er sich und machte dem geistlichen Rathe und Stadtpfarrer Schellenberg, in dessen Pfarrbezirk Wezel wohnte, die Anzeige von dem Vorgange. Um 7 Uhr Abends war der Kranke in einer gefährlichen Krisis, darum begab sich von Hohenlohe abermal zu ihm, wiederholte seine religiösen Zusprüche und gab ihm ein Crucifix in die Hand, das er gläubig und vertrauensvoll umfaßte. Unterdessen wurde dem protestantischen Pfarrer Billmann in Walsdorf Anzeige von dem Vorgefallenen gemacht, dieser erschien und reichte dem bewußtlosen Kranken das Abendmahl nach protestantischem Ritus, nahm dann ein Protocoll auf, welches er von zwei protestantischen Beamten unterzeichnen ließ und

nebst einer Klagschrift gegen von Hohenlohe, welcher sich der Proselytenmacherei schuldig gemacht habe, an die Regierung des Obermainkreises einreichte. Diesem aber wurde, als er am 8. Juli Abends in Wezels Hause wieder erschien, bedeutet, daß seine Besuche nicht mehr gewünscht werden. Auf die Klagschrift Billmanns verantwortete sich der Fürst durch einfache Erzählung des Hergangs und es konnte ihm auch keine Strafe angesetzt werden, da Wezel nach dem Religionsedikte §. 5, 6 und 7 vollkommen berechtigt und in der Lage war, sein Glaubensbekenntniß zu wechseln und keinerlei Zwang oder List (§. 8) angewendet worden war, ihn zu dem Schritte, den er gethan hatte, zu verleiten. Pfarrer Billmann griff nun den Fürsten in einem Weimarer Oppositionsblatte auf eine so gehässige Weise an, daß dieser sich genöthigt sah, sein Verfahren in einer „Nothgedrungenen Vertheidigung“ vor dem Publikum zu rechtfertigen.

Seine Krankenheilungen.

Noch weit mehr als der eben erzählte Vorfall zogen verschiedene Krankenheilungen, die Hohenlohe vermittelst des Glaubens und Gebets bewirkte, die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Person. Derlei wunderbare Heilungen waren in den ersten Jahrhunderten der Kirche sehr oft vorgekommen, auch später hatten heilige Männer und Frauen die Gabe der Krankenheilung besessen und von ihr zum Wohle ihrer gläubigen Mitmenschen und zur Verherrlichung des dreieinigen Gottes Gebrauch gemacht. Zur Zeit, da Hohenlohe seine wunderbaren Heilungen vornahm, war insbesondere noch in frischem Andenken, wie die frommen Priester Gasser, Mesmer und Figel vielen Kranken durch Gebet und den Glauben geholfen hatten. Aber Hohenlohe lebte zu einer Zeit, wo man die Wunder des Herrn nicht einmal mehr glaubte und auf Gebet und Glauben nichts hielt, ja den, welcher auf sie noch ein Gewicht legte, für einen Finsterling verschrie. Kamen wunderbare Heilungen vor, so waren die Zeitungs- und Broschürenschreiber eifrig bemüht, sie als Betrug und auf die Dummheit des Volks berechnete Geldspekulationen zu verschreien;

war aber das Faktum so klar erwiesen, daß es nicht geläugnet werden konnte, so behaupteten sie, daß dasselbe durch Magnetismus bewirkt worden sei. Die Obrigkeit wurde aufgefordert, ihrerseits solche Wunderheilungen zu verhindern und dem Einreißen des Aberglaubens zu steuern, was sie sich auch gewöhnlich nicht zweimal sagen ließ und sofort Verhöre, Geld= und Gefängnißstrafen verfügte.

Was nun die Heilungen Alexanders von Hohenlohe betrifft, so wurden sie von hohen Würdeträgern der Kirche und auch von vielen Laien sorgfältig beobachtet und untersucht, und diese bezeugten ungescheut, daß bei ihnen durchaus kein Magnetismus oder andere natürliche Mittel angewendet würden, sondern daß sie lediglich ein Werk des frommen Glaubens und des vertrauensvollen Gebetes seien. Merkwürdig ist unter den Zeugnissen seiner Zeitgenossen besonders das der ekstatischen Augustinernonne Anna Catharina Emerich, die jedoch von Hohenlohe niemals gesehen hatte. Sie sagte unter Anderm in ihren Betrachtungen über das Leben der hl. Jungfrau: „Ich kam hierauf in ein Bild von Christi Wundern und Heilungen in der Gegend von Jerusalem und sah viele dieser Heilungen wieder. Als ich dabei an die Gnade der Heilungen im Namen Jesu gedachte, welche besonders den Priestern verliehen ist, und wie namentlich die Ausübung dieser Gnade am Fürsten Hohenlohe in unsern Tagen wieder besonders hervorgetreten, sah ich diesen Priester in seinem Wirken. Ich sah vielerlei Kranke durch sein Gebet geheilt werden, auch Menschen, die alte Geschwüre mit schmutzigen Lumpen bedeckt (Bild alter Gewissenslasten) trugen."

Bis zum Jahre 1821 hatte Alexander von Hohenlohe

nie eine Krankenheilung vorgenommen, auch nicht daran gedacht, daß er diese wunderbare Gabe besitze. In genanntem Jahre befand er sich am ersten Februar wieder bei seinem Freunde, dem Dekan Berchtold. Bei diesem war gerade auch sein Schwager Martin Michel, ein Bauersmann aus Unterwittichhausen im Badischen, ein Mann von einem felsenfesten Glauben. Nach dem Abendessen beklagte sich der Fürst über heftige Halsleiden und sprach die Besorgniß aus, wenn das Uebel nicht abnehme, werde er am folgenden Lichtmeßfeste wohl gar nicht predigen können. Da erwiderte Martin Michel: „Das brauchen E. D. nicht zu leiden.“ „Wie so, mein lieber Martin?“ fragte der Fürst. „Weil das Uebel Sie in Ihrem Berufe hindert, erwiderte er, können wir Gott mit kindlicher Zuversicht bitten, daß er es wegnehme.“ Der Fürst bezweifelte seine Rede. Er aber sagte: „Wollen Sie mir Ihren Glauben überlassen, so wollen wir Gott bitten, daß er das Halsweh Ihnen abnehmen möge.“ Nun knieten beide nieder, beteten vertrauensvoll und das Leiden verschwand gänzlich. Dieser Vorgang machte auf Hohenlohe den tiefsten Eindruck und bestärkte ihn in seiner Ansicht, daß das Gebet im Namen Jesu auch in unsern Tagen von Gott wunderbare Hülfe erlange.

Im Juni des Jahres 1821 begab er sich nach Würzburg, um dem gerade dort verweilenden damaligen Kronprinzen Ludwig seine Aufwartung zu machen. Er reiste über Haßfurt, wo er den Bauer Martin Michel traf. Weil derselbe auch nach Würzburg reisen wollte, nahm ihn Hohenlohe in seinen Wagen auf. Sie stiegen in Würzburg bei dem Herrn Pfarrer des Stifts Hauch, Deppisch, ab und

wurden mit aller Liebe und Freundlichkeit bewirthet. Am folgenden Tag den 19. Juni wurde der Fürst von dem Herrn von Reinach zu Tische geladen. Bei diesem hielt sich schon einige Jahre die junge Fürstin Mathilde von Schwarzenberg, Schwester der so berühmt gewordenen Fürsten Felix und Friedrich von Schwarzenberg, auf, um an Heine's orthopädischer Anstalt von einer Lähmung geheilt zu werden, welche sie ganz unfähig zum Gehen machte. Mathilde kam neben den Fürsten zu sitzen. Dieser bemitleidete sie und dachte bei sich, es könnte der edeln Dame gewiß durch Martin Michel geholfen werden, wie mir, wenn sie festes Vertrauen auf Gott hat. Er offenbarte jedoch seine Gedanken an diesem und dem folgenden Tage noch Niemand. Am 21. Juni fühlte er unter der hl. Messe, die er las, eine mächtige innere Anregung, sich zur Fürstin Mathilde zu begeben und ihr zu sagen, daß sie gesund werden solle, wenn sie festen Glaubens auf die Worte des Herrn vertraue: „Wahrlich, ich sage euch, um was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. „Nach der hl. Messe suchte er diesen Gedanken als überspannt auszuschlagen; aber er stellte sich immer wieder ein und alle Einwendungen der Weltklugheit konnten ihn nicht verdrängen. Er besuchte sofort die Fürstin, wobei ihn Martin Michel begleitete. Sie lag in ihrem Wohnzimmer auf einem Bette in Maschinen geschnallt. „Liebe Cousine, sprach von Hohenlohe ohne lange Einleitung, Gott kann Ihnen helfen durch Jesus Christus, seinen Sohn, in dessen heiligsten Namen wir zum Vater beten.“ — Die Fürstin erwiderte: „O ja, das glaube ich!“ — „Ich habe, fuhr von Hohenlohe fort, einen frommen Landmann

mitgenommen, auf dessen Gebet Gott schon manchem Kranken Hülfe angedeihen ließ. Ist es Ihnen recht, so will ich ihn hereinrufen, damit er für Sie bete." Die Fürstin war hiemit einverstanden. Der im Vorzimmer stehende Martin Michel wurde herein gerufen. Er erinnerte die Fürstin, daß Gott als der Allmächtige ihr helfen könne, ihm sei kein Ding unmöglich; als der Allgütige wolle er gewiß helfen, wenn es zu ihrem Seelenheile dienlich sei. Sie müsse ihr Vertrauen auf Gott den Vater durch Jesus Christus setzen. Den Glaubenden seien alle Dinge möglich, Gott verlange einen lebendigen unerschütterlichen Glauben, ob sie einen solchen habe? Auf die Bejahung dieser Frage warf sich der Landmann auf die Kniee und betete mit gefalteten Händen voll Inbrunst, und auch von Hohenlohe kniete nieder und betete. Nach geendetem Gebete fühlte er sich gedrungen, der Kranken zuzurufen: „Stehen Sie auf im Namen Jesu Christi und gehen Sie." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so konnte die Fürstin sich aufrecht stellen und gehen, was sie seit acht Jahren nicht mehr vermocht hatte. Von Hohenlohe weinte vor Rührung, als er dieses sah und rief dankbar aus: „Mein Gott, mein Gott! ich preise deine Macht!" Es gibt Momente im Leben, Stunden heiliger Weihe, sagt er an einer Stelle, wo er diesen Vorgang erzählt, da die Seele sich ganz in Gott versenkt, und solche Stunden waren für mich der 21., 22. und 23. Juni des Jahres 1821."

Als der berühmte Orthopäde Heine erschien, um wie sonst seine Operationen mit der Maschine wieder vorzunehmen, ging ihm seine Patientin freundlich grüßend entgegen. Er und die berühmten Aerzte Dutrepont und

Textor erklärten die Prinzessin für vollkommen geheilt. Am folgenden Morgen besuchte dieselbe die hl. Messe, die Hohenlohe las, und empfing aus seinen Händen das hl. Abendmahl. Diese Heilung machte ungeheures Aufsehen und wurde allenthalben besprochen. Der fromme Fürst wurde nun wie ein besonders auserwähltes Werkzeug des Himmels betrachtet. Sein Beichtstuhl war von zahlreichen Büßern umlagert, seine Vorträge füllten die geräumigsten Gotteshäuser mit Zuhörern und von allen Gegenden wurden während der drei Wochen, welche er noch in Würzburg verweilte, die Kranken und Presthaften zu ihm gebracht, damit er über sie bete und ihnen die Hände auflege. Als er sich dann nach Bamberg begab, wiederholte sich das Gleiche, und von dem bayerischen Kronprinzen, welcher sich vollkommen davon überzeugt hatte, daß die Heilungen, die Hohenlohe vornahm, wunderbar und übernatürlich waren, nach dem Bade Brückenau berufen, damit er sich etwas erhole, fand er sich dort bald wieder von Leidenden umgeben. Es erschienen mehrere Schriften, in welchen diese Wunderkuren besprochen und von Männern, denen ein competentes Urtheil zugestanden werden muß, beurkundet werden. „Es ist ein erschütternder Anblick, heißt es in einem Buche, wo von Hohenlohe's Heilungen beschrieben werden, den Fürsten in Mitte der Gebrechlichen jedes Alters, Standes und Geschlechtes zu sehen, die in der Kirche vor ihm auf dem Boden liegen und beten. Er selbst ist in tiefer Andacht mit frommen Gebeten beschäftigt und nach einer langen heilig stillen Pause wendet er sich an die Leidenden mit der sanften Frage: „Habt ihr das wahre unerschütterliche Vertrauen auf Gott, daß er euch helfen könne und werde?“

Ein freudiges, vielstimmiges „Ja" ertönt aus der Brust der Gläubigen und er gibt den Segen Gottes über sie und ruft ihnen freudig zu: „Im Namen Jesu stehet auf, euer Glaube hat euch geholfen!" und sie stehen auf und stürzen dankend zu seinen Füßen nieder: denn sie können gehen, sehen, hören, reden; sie preisen laut die Güte des Allmächtigen und die Umstehenden sehen das Wunder vor ihren Augen und beten den Allerbarmer an."

Uebrigens wurden diese Heilungen auch bespöttelt oder geläugnet, sowie auch daraus, daß nicht alle, sondern nur einzelne, wenn auch sehr viele Leidende wiederhergestellt wurden, Folgerungen zu seinem Nachtheile gezogen; darum fand er es rathsam, vom Bade Brückenau aus eine kleine Schrift unter dem Titel: „Erklärung des Fürsten Alexander von Hohenlohe" in Druck zu geben, worin er sein Verfahren rechtfertigte.

Sein Aufenthalt zu Wien.

Am 11. Mai 1822 nahm von Hohenlohe einen Urlaub bei dem Hochwürdigsten Fürsterzbischofe zu Bamberg, um sich auf einige Zeit nach Wien zu begeben. Er wollte von dort wieder nach Bamberg zurückkehren, aber im Rathe der Vorsehung war es beschlossen, daß er das Frankenland für immer verlassen sollte. Das geweckte Frankenvolk, das an allen kirchlichen Vorgängen einen lebhafteren Antheil nimmt, als der ruhigere, ein gemüthliches Leben liebende Schwabe oder der mit tiefem religiösen Gefühl begabte und fromme, aber etwas phlegmatische Bayer, hatte seine Liebe gewonnen und behielt sie. „Es war meine Freude, schreibt er, zu sehen, wie der Glaube (im Fränkischen) von Neuem belebt, wie die Sakramente besucht, die Kirchen gefüllt waren. Möge dieser fromme Glaube fortwährend unter meinen lieben Landsleuten bestehen, als ein ererbtes Gut frommer Voreltern, die sich stets auszeichneten durch treue Anhänglichkeit an den katholischen Glauben. Nie werde ich ihrer in allen meinen Gebeten vergessen, nie wird meine Liebe zu meinem theuren Frankenvaterlande sich schwächen, noch altern."

Er schlug seinen Weg über das alte, ehrwürdige Regensburg, an der Donau, ein. Hohenlohe's Erscheinen in Regensburg machte Aufsehen und es sammelte sich viel Volk, wo immer er sich zeigte, besonders in Kirchen, in welchen er celebrirte. Bei dem würdigen Coadjutor Sailer, einem sehr erfahrnen Priester, und dem im Rufe der Heiligkeit lebenden Domcapitular Wittmann verlebte er einige sehr angenehme und tröstliche Stunden. Er sah Wittmann als ein Muster und Vorbild für den ganzen Priesterstand, sonach auch für sich selbst an. Da er damals ein Vorgefühl des nahen Todes zu haben glaubte, machte er dem ehrwürdigen Priestergreise Mittheilung davon. Derselbe hielt es für falsch, prophezeite ihm aber ein langsames Marterthum. „Es gibt ein Martyrium, sagte er, wo man den Kopf auf den Block legen muß, und dies ist bald vorüber; und ein anderes, wo man durch viele Leiden und Verfolgungen nach und nach bis zum letzten Lebenshauch von der Welt, dem Fleische und Satan gemartert wird; und dies Loos dürfte Ihnen wohl zu Theil werden, wenn Sie, mein Prinz, standhaft im Kampfe ausharren gegen den Unglauben unseres Zeitalters, wo Gott Sie vorangestellt hat. Man muß in unsern Tagen den Muth der ersten Martyrer besitzen, um im Kampfe nicht zu ermüden. Darum werde ich beten und viele gläubige Seelen beten mit mir."

Von Regensburg fuhr er zu Wasser nach Passau. Als er dort Abends am Landungsplatze ankam, harrte seiner eine große Volksmenge. Sie trug ihn gegen seinen Willen in die Domkirche, wo er von der Kanzel einige Worte an sie richtete. Am folgenden Tage reiste er wieder

ab. In Linz und Mölk machte er einige Besuche bei Geistlichen, die ihm persönlich oder aus den Mittheilungen von Freunden bekannt waren.

Als er in Wien eingetroffen war, verfügte er sich sogleich am folgenden Tage zu dem Weihbischof Steindl und bat ihn um die Erlaubniß, Messe lesen zu dürfen, was ihm auch bewilligt wurde. Nebenbei sprach aber der Weihbischof den Wunsch aus, er möchte bei dem Pfarrer am Hofe seine Wohnung nehmen, wo der damalige Professor der Dogmatik, der fromme G. Ziegler (nachheriger Bischof von Linz), sich befinde, welcher sein Begleiter und Gesellschafter sein könnte. Diese Angabe war nur Vorwand, in Wahrheit sollte Ziegler ihn gewisser Maßen beaufsichtigen. Die wunderbaren Heilungen Hohenlohe's hatten auch in Wien Aufsehen gemacht und das um so mehr, als die erste von ihm Geheilte, Mathilde von Schwarzenberg, aus einem der ersten fürstlichen Häuser Wiens entsprossen war. Man fürchtete nun, von Hohenlohe könnte gegen das herrschende kirchliche und politische System etwa sich frei äußern und einen Anhang um sich sammeln oder überhaupt auch nur Aufsehen machen, was dem Staatskanzler v. Metternich und dem Polizeiminister v. Sedlnitzky, welche damals und noch lange nachher einen sehr großen Einfluß ausübten, sehr unangenehm gewesen wäre. Wenn man Ungarn ausnimmt, war man damals nirgends mehr bevormundet als im österreichischen Kaiserstaate, und die Kirche schmachtete trotz der guten katholischen Gesinnung des Kaisers Franz in den Fesseln, welche die Josephinischen Verordnungen und die allmächtige Bureau-

kratie ihr angelegt hatten, und konnte keine Lebensthätigkeit äußern.

Daß der Fürst anfangs mit vieler Sorgfalt überwacht und beobachtet wurde, erkannte er sogleich, benahm sich darum sehr vorsichtig, besonders wenn das Volk ihn in Haufen umgab.

Es verlor sich jedoch das Mißtrauen gegen ihn nach einiger Zeit, da sich herausstellte, daß er weder kirchliche Neuerungen verbreite, noch sich mit Politik beschäftige, sondern seine Zeit am Krankenbette der Armen, bei den Gefangenen und in andern Arbeiten des priesterlichen Berufs hinbringe, und der Staatskanzler von Metternich erklärte ihm bei einem Besuche, welchen er demselben im September 1822 machte, offen, daß er eine günstige Meinung von ihm gefaßt habe, seit er seinen anspruchlosen Wandel in Wien kennen gelernt habe. „Ich läugne es nicht, sagte er, ich war anfangs einer Ihrer Widersacher, weil in unserer bewegten Zeit jede Neuerung und überhaupt alles Aufsehen Erregende Mißtrauen einflößt und man so gern die Religion zum Deckmantel politischer Meinungen gebraucht. Nicht als wäre Ihre Person mir verdächtig gewesen, aber als Werkzeug hätte man Sie leicht gebrauchen können, ohne daß es Ihre Absicht gewesen wäre. Nach Ihrer Erklärung vom Bade Brückenau ward ich indessen beruhigt und Ihr stilles anspruchloses Benehmen in Wien hat mir auch von Ihrer Person eine günstige Meinung gegeben.“ Indessen entließ ihn der feine Diplomat doch nicht, ohne ihm merken zu lassen, daß er immer noch einiges Mißtrauen gegen ihn trage. „Man sieht mit gespannter Aufmerksamkeit auf Sie, sagte er, und wenn

Sie den Glauben heucheln könnten, so könnte das der Religion viel schaden." Metternich traute nämlich, wie das allen Diplomaten begegnet, fast Niemanden. Weil jene Staatsmänner und Hofleute selbst sich des Wortes oft nur bedienen, um ihre Gedanken zu verbergen und unter Zusicherung und Betheurung der besten Gesinnung einander zu überlisten suchen, schreiben sie auch anderen Menschen oft gleiche schlaue Pläne zu.

Sogleich in den ersten Tagen seines Erscheinens in Wien hatte von Hohenlohe eine Audienz bei dem Kaiser Franz und bei seiner Gemahlin; er wurde sehr huldvoll empfangen und ihm die allerhöchste Gewogenheit zugesichert. Die Unterredung mit dem Kaiser nahm ihn ganz für denselben ein. So lange er lebte, redete er immer rühmlich von dem frommen Kaiser, welcher die Religion schätze und bei allen seinen Handlungen nur das Wohl der Unterthanen im Auge habe.

Im September dieses Jahres begab er sich nach Presburg, wo gerade der Primas und Erzbischof von Gran, Alexander Rudnay (zwei Jahre, nachdem er sein Amt angetreten hatte), ein großartiges Nationalconcilium hielt, wobei 19 Bischöfe persönlich sich einfanden, sechs ihre Stellvertreter sandten und außerdem 14 Ordensprovinziale und mehrere andere kirchliche Würdenträger anwesend waren. Das Concilium sollte verschiedene Reformen unter der Welt- und Ordensgeistlichkeit einführen, mehr Gleichförmigkeit in der Ertheilung des Unterrichts an den Seminarien und an der Universität zu Pesth herstellen und der Zunahme des Unglaubens und des Sittenverderbnisses unter dem Volke steuern. Die Bischöfe drangen

auf strengere Ueberwachung der Schriften, die einen religions- und sittengefährlichen Inhalt hatten, der Theater — wahrer Schulen des verfeinerten Lasters —, auf bessere Jugenderziehung, Heiligung der Sonntage durch die Beamten und Dienstboten u. s. w. Aber ihre Anordnungen fanden bei dem josephinischen Beamtenthum wenig Unterstützung und der Clerus, zum Theil verweltlicht, hinderte ihre Durchführung durch seine Gleichgültigkeit oder seinen passiven Widerstand. Das sagte auch von Hohenlohe dem würdigen eifrigen Primas sogleich voraus, als er ihm seine Aufwartung machte: „Die wahrhaft apostolischen Bemühungen Euer Fürstlichen Gnaden, sprach er freimüthig, werden zuerst von Ihrem eigenen Clerus nicht erkannt werden."

Nach seiner Rückkehr nach Wien nahm er seine Wohnung bei dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg, einem Manne, welcher für Unterstützung der Armen, Waisen und Invaliden mehrere Vereine gestiftet und nützliche industrielle Unternehmungen ins Leben gerufen hatte, darum in hohem Ansehen stand. Die Fürstin Mathilde, welche Alexander von Hohenlohe zu Würzburg geheilt hatte, war dessen Tochter. Aus Dankbarkeit für die der Tochter erwiesene Wohlthat hatte er von Hohenlohe eingeladen, bei ihm zu wohnen und dieser glaubte, das ihm gemachte Anerbieten nicht abweisen zu dürfen.

Er befand sich erst wenige Tage zu Wien, als er von dem Kaiser Alexander von Rußland, der damals sich gerade auch dort aufhielt, eingeladen wurde, sich zu einer Audienz in der Hofburg (1/2 8 Uhr am 21. September) einzufinden.

Alexander war ein sehr religiöser Fürst, aber nicht ohne Anlage zur Schwärmerei. Einige Zeit (1813) hatte er der berüchtigten Schwärmerin Krüdener Gehör und Glauben geschenkt, welche vorgab, himmlische Erscheinungen zu haben, und weissagte. Nachher las er sehr viel in der Bibel und unterstützte die Gesellschaften der Bibelverbreitung. Für einen solchen Fürsten war Alexander von Hohenlohe, der so wunderbare Heilungen vorgenommen hatte, eine sehr wichtige Person. Der Kaiser unterließ nicht, ihm die Geheimnisse seines Herzens zu offenbaren. Der Inhalt ihrer gegenseitigen Unterhaltung ist jedoch nicht bekannt geworden. Von Hohenlohe schreibt: „Es war die Rede von verschiedenen Ereignissen, die ich der Feder nicht anvertrauen kann, weil des Monarchen Mittheilung mir heiliges Stillschweigen auflegt." Daß auch vom Lesen und der Verbreitung der hl. Schrift die Rede war und von Hohenlohe um einige schriftliche Bemerkungen darüber gebeten wurde, ist gewiß. Letztere verfaßte von Hohenlohe und überreichte sie dem Kaiser am 27. September persönlich, veröffentlichte sie auch bald darauf durch den Druck. Er spricht sich in diesen Bemerkungen entschieden gegen die Verbreitung der Bibel, wie sie von den Protestanten betrieben wird, aus und erklärt, wenn man die Bibel dem Volke ohne Erklärung in die Hände gebe unter der Annahme, daß Jeder, vom Geiste Gottes erleuchtet, sie schon selbst verstehe, so fördere man Schwärmereien und Irrthümer. Für das russische Volk würde das Lesen der Bibel um so gefährlicher sein, weil es ungebildet und zum Aberglauben und falschem Mysticismus geneigt sei. Er weist besonders auf die Raskolniks, ihren krassen Aberglauben und ihre wilde Schwär-

merei hin; ihnen die Bibel in die Hand geben, hieße Oel ins Feuer gießen. Er macht aufmerksam, wie falsch verstandene Lehren der Bibel Trotz und Aufruhr gegen die Regenten, Gemeinschaft der Frauen und des Eigenthums herbeiführten, und gerade Rußland für derlei Ansichten kein unempfängliches Feld sei.

Obwohl Alexander Schismatiker war und somit nicht der gleichen Kirchengemeinschaft angehörte wie von Hohenlohe, hatte er doch eine solche Ehrfurcht vor demselben, daß er vor Verabschiedung auf seine Kniee niederfiel und um den priesterlichen Segen bat. Darauf sagte dieser tief ergriffen: „Ich dulde es, daß ein so großer Monarch sich also verdemüthiget; denn nicht mir erzeigen E. M. diese Ehrfurcht, sondern demjenigen, dem ich diene, und der Sie, gnädigster Kaiser, sowie uns Alle mit seinem kostbaren Blute erlöset hat! So segne Sie denn der dreieinige Gott mit dem Thaue seiner himmlischen Gnade; Er sei Ihr Schild gegen alle Ihre Feinde; Er Ihre Stärke in jedem Kampfe! Seine Liebe möge ausgegossen sein in Ihr Herz, sowie der Friede unseres Herrn Jesu Christi allezeit bei Ihnen bleiben."

Nachdem von Hohenlohe diese Segensworte unter Thränen gesprochen hatte, erhob sich der Kaiser und drückte ihn mit Innigkeit an seine Brust.

Die Audienz dauerte dritthalb Stunden. Alexander verließ Wien wieder und zwei Jahre nachher starb er. Von Hohenlohe sah ihn auf Erden nicht mehr, gedachte aber seiner täglich im Gebete.

Während der drei Jahre, in welchen sich der Fürst zu Wien aufhielt, berief ihn das Zutrauen häufig an das Krankenbett. Er ließ sich nie vergebens rufen, mochte der

Leidende dem höchsten Adel oder dem niedrigsten Proletariate angehören. In letzterm Falle spendete er auch viel Almosen, so daß seine Einnahmen immer sogleich wieder ausgegeben waren. Er pflegte darum zu sagen: „Bei mir wird man nicht viel finden, wenn ich einmal sterbe.“ Es kam auch vor, daß er zu Kranken gerufen wurde, welche mehr oder weniger an der Seelenepidemie unseres Jahrhunderts, dem Unglauben, darniederlagen; so geschah es an einem Winterabende, als er eben in traulichem Gespräche sich bei der Schwarzenberg'schen Familie befand. Als er in das Haus des ihm völlig unbekannten Kranken kam, nahm ihn dessen Frau abseits und eröffnete ihm, ihr Mann, ein Advokat, um dessen Gesundheit es sehr mißlich stehe, wolle ihn durch einige verfängliche Fragen in Verlegenheit bringen. Er sammelte sich auf diese Mittheilung hin einige Minuten lang in frommem Gebete und ließ sich darauf in das Krankenzimmer führen. Nach der üblichen Begrüßung sprach der Patient: „In meiner mir bedenklich vorkommenden Lage habe ich eine Frage an E. D. zu stellen, und diese wünschte ich von einem Manne so großen Rufs genügend beantwortet zu wissen; nemlich ob es eine Ewigkeit gebe.“ Der Fürst, als hätte er die Frage nicht verstanden, bat ihn, sie zu wiederholen. Als der Kranke sie in denselben Worten und so barsch wie zuvor wiederholt hatte, sah ihn von Hohenlohe mit mildem Ernste an, zog dann seine Uhr heraus und sagte auf das Zifferblatt hindeutend: „Wenn dieser Zeiger den Kreislauf einiger Stunden abgelaufen haben wird, werden Sie, mein Verehrter, selbst Zeugniß ablegen, daß es eine Ewigkeit und zwar eine richtende Ewigkeit gibt.“ Diese unerwartete Antwort brachte

ihn aus der Fassung und er forderte den Fürsten unwillig auf, sein Krankenzimmer zu verlassen. Dieser war aber noch nicht bei der Thüre desselben angekommen, als der Kranke ihn bat, ihm seine kränkende Rede zu verzeihen und zu bleiben. Nun legte dieser sein Kreuz auf das Bett, begann seine Unterredung, wies auf Christi Barmherzigkeit und Verdienste hin; auch er, sagte er, habe gewiß in seinem Leben diese Barmherzigkeit zu erlangen durch irgend ein besonders verdienstliches Werk sich würdig gemacht. Der Kranke besann sich, dann erklärte er: „Vor etwa 15 Jahren kam ein armer Familienvater zu mir und bat mich dringend, seine Rechtssache gegen einen reichen und mächtigen Mann zu vertreten, da von der Schlichtung derselben seine ganze Existenz abhänge. Ich prüfte die Sache, fand das Recht auf des Gekränkten Seite, bearbeitete den Prozeß auf eigene Unkosten, gewann bei der Appellation und sicherte dadurch des Mannes Existenz.“ Das Herz des Leidenden wurde im Laufe der weitern Unterredung von Hohenlohe's mit ihm immer gerührter, er beichtete seine Sünden, empfing die Wegzehrung der Sterbenden nebst der hl. Oelung und verschied unter den Zusprüchen und Gebeten des Fürsten. Aehnliche sehr tröstliche Erfahrungen machte von Hohenlohe noch oft am Krankenbette, besonders fand er in Spitälern und in den armseligen Wohnungen nothdürftiger Leute oft eine Ergebung in Gottes Willen, eine Glaubensfestigkeit und eine Liebe zum göttlichen Heiland, welche ihn ebenso sehr erbauten als wieder trösteten, wenn er in den Sitten der Residenzbewohner so Manches wahrnahm, was ihn tief betrübte und niederbeugte.

Im Allgemeinen gab er übrigens den Einwohnern

Wiens doch ein gutes Zeugniß. Zwar fand er sie lebenslustig und genußsüchtig, daneben aber gläubig und religiös. Vorzüglich lobt er den Adel und unter den Adelichen die Frauen, deren Wohlthätigkeit und christlich fromme Gesinnung auch wirklich großes Lob verdienen.

Er predigte auch oft, und seine Predigten, die sehr klar abgefaßt waren, gut vorgetragen wurden und, was die Hauptsache ist, von Herzen gingen, fanden immer einen großen Zuhörerkreis und hatten einen segensreichen Erfolg.

Während seines Aufenthaltes zu Wien und auch noch später wurde von Hohenlohe oft um sein Gebet für Kranke und Presthafte angesprochen und Gott gab auf dasselbe hin solchen Personen, um ihres Glaubens Willen, öfters die Gesundheit. Auch Kranke, welche weit entfernt von ihm lebten, wendeten sich an ihn und wurden geheilt. Es mögen hier nur zwei, sehr merkwürdige solche Fälle erwähnt werden.

Am 26. März des Jahres 1823 schrieb der berühmte Bischof J. Doyle von Kildarn und Leighlin in Irland an Hohenlohe. Der Ruf seiner wunderbaren Heilungen habe sich auch in dieser fern gelegenen Insel verbreitet, besonders seit der Arm einer Nonne in England, welcher sehr leidend war, zur nämlichen Zeit, als er das hl. Meßopfer in dieser Absicht dargebracht habe, wieder hergestellt worden sei. Darum wende er sich an ihn wegen der Tochter eines achtungswerthen irischen Katholiken, Marie Lalor, welche die Gabe der Sprache vollständig verloren habe und sie durch keine ärztliche Mittel wieder habe erlangen können. Der Fürst antwortete am 9. Mai auf dieses Schreiben. Er legte in den Brief an den Hochw.

Herrn Bischof Doyle ein besonderes Schreiben an Marie Lalor, worin er sie aufforderte, am 10. Juni, um 9 Uhr, wo er für sie beten werde, die hl. Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen und die Akte der Reue und des Vertrauens zu erwecken und damit den festen Entschluß zu verbinden, immer in der Gnade Gottes zu leben. Außerdem empfahl er ihr die Anrufung des hl. Johann von Nepomuck. Alles dies wurde genau beobachtet und die Folge war, daß das achtzehnjährige Fräulein sogleich nach der hl. Communion mit einer deutlichen, wohlklingenden Stimme reden konnte, was ein außerordentliches Aufsehen machte. Der Bischof Doyle machte diesen Vorgang in einem besondern Hirtenschreiben seinen Diözesanen bekannt.

Die zweite wunderbare Krankenheilung, welche auf von Hohenlohe's Gebet um diese Zeit erfolgte, betraf ein nordamerikanisches Fräulein, die Schwester des Bürgermeisters Thomas Carbery zu Washington. Dieselbe war schon lange an einem innern Krebsleiden gefährlich krank. Sechs Aerzte hatten sie, ohne daß die mindeste Besserung erfolgte, längere Zeit behandelt. Da wendete sich der Bürgermeister in einem Schreiben an Hohenlohe und hielt um sein Gebet an. Dieser bestimmte in seiner Antwort den 20. März (1824) als den Tag, wo er für die Genesung der Kranken zu Gott flehen würde und an dem sie das Nämliche thun und die hl. Communion empfangen sollte. Am 19. März lag sie sehr elend in ihrem Krankenbette, brach viel Blut und Eiter aus und konnte weder essen noch trinken. Am folgenden Tage konnte sie das hl. Sakrament nur mit Mühe zu sich nehmen. Kaum

war dies aber geschehen, so war sie vollkommen geheilt, stand von allen Schmerzen befreit auf und warf sich auf die Kniee nieder, um ihr Dankgebet zu verrichten. Viele hundert Menschen kamen in den folgenden Tagen in die Wohnung Carbery's und überzeugten sich von dem Wunder. Der erste Arzt, welcher die Kranke behandelt hatte, ein abgefallener Katholik und Gottesläugner, sagte, als er sie wieder besuchte: Ich bin wie vom Donner getroffen, diese Genesung kann nur von dem höchsten Wesen herkommen.

Er wird Domherr zu Großwardein.

Von Hohenlohe hatte in Oesterreich seine Studien gemacht, seine Mutter war eine geborne Unterthanin des Kaiserstaates uud wohnte jetzt wieder in demselben. Sein Vater hatte als Erbprinz ruhmvoll in der österreichischen Armee gedient und dabei Opfer gebracht, zwei seiner Brüder waren als Offiziere dieser Armee den Heldentod (1801 und 1805) gestorben. Eine seiner Schwestern war an den in der Gegend von Wien begüterten Grafen von Fries verheirathet, eine andere war Canonissin in Insbruck. Aus diesen Gründen hatte er Anhänglichkeit an den Kaiserstaat und konnte mit Grund in demselben eine angemessene Anstellung erwarten. Seine Erwartung blieb auch nicht unerfüllt. Im Jahre 1824, am 24. August, ernannte ihn der Kaiser wirklich zum Domherrn von Großwardein, welchen Posten er aber Krankheits halber erst am 17. April 1825 antreten konnte. Großwardein liegt tief in Ungarn jenseits der Theiß gegen Siebenbürgen zu, hinter den nicht stark bevölkerten Pusten. Es zählt 16,000 Einwohner von verschiedenem Glaubensbekenntnisse. Zwei katholische Bischöfe residiren daselbst, einer, welchem die

Katholiken vom lateinischen Ritus und ein anderer, welchem die vom griechisch unirten Ritus untergeben sind. Die Zahl der erstern mag sich auf etwa 70,000 in der ganzen Diözese belaufen. Ihr Bischof war damals Joseph Wurum, welchem 1843 Freiherr Bemer folgte. Unter dem erstern wurde Hohenlohe 1829 Großpropst des Domkapitels, unter letzterm und auf dessen Vorschlag 1844 Titularbischof von Sardika.

Der Fürst fand auf seinem neuen Posten manches Angenehme, aber auch viel Unangenehmes. Unangenehme Besorgnisse verursachte ihm besonders die damalige kirchliche und politische Lage des Landes, die er sehr klar durchschaute.

Ueber die kirchlichen Zustände beklagte er sich oft vor treuen Freunden und schrieb auch merkwürdige Gedanken und Erfahrungen in sein Tagebuch nieder. „Mit Grund, schrieb er z. B. am 25. Februar 1841, fürchte ich in Ungarn eine merkliche Krise für den Klerus. Viele vom Adel sind in Rohheit, Unsittlichkeit und grellen Materialismus versunken und sind dem Klerus neidisch wegen seines Besitzthums. Ehrsucht, Geldsucht und die egyptischen Fleischtöpfe präoccupiren so Manche, die den langen Priesterrock tragen. Ganz besonders ist es das Streben nach höheren Stellen, was Manche durchs ganze Leben hindurch peitscht, wodurch sie am eigenen Seelenheil Schiffbruch leiden und in der Seelsorge wenig oder gar nichts leisten. Leider begnügen sich Manche mit den Compendien und Heften ihres theologischen Wissens, legen nach erlangter Weihe alles Studium bei Seite, kennen die Zeit nicht, noch die Sphäre ihres Berufes, spenden mechanisch die hl. Geheimnisse, sind

im Umgange oft zu laut, zu frei, trachten nicht ihr Herz zu veredeln.“

Seine Ansicht über das Treiben der Landtage und des niedern Adels kann man aus dem Urtheil entnehmen, das er am 1. November 1843 niederschrieb, zu welcher Zeit die Stände gerade in Presburg versammelt waren. „Der Landtag, sagte er, schien mir immer wie eine Requiemmesse, ohne Gloria*) und Credo**), ein langes Offertorium***) und am Ende kein Segen... War das ein Lärm vor dem Beginne des Landtages, als käme die goldene Zeit für Ungarn! Nichts ist geschehen und nichts wird geschehen, so lange der Rausch nicht ausgeschlafen ist. Hochsinnig waren die königlichen Propositionen, umsonst! Entmuthigung trat an die Stelle des Vertrauens und die bisherigen Verhandlungen der Stände geben zu traurigen Vorahnungen Anlaß, die sich bereits verwirklichen, daß für die moralische und materielle Wiedergeburt dieses herrlichen Landes Nichts geschehen ist. Bei den adelichen Burschen ist Insolenz, Glaubenslosigkeit und Indifferenz an der Tagesordnung. Wenn sie in Beschimpfungen gegen die katholische Geistlichkeit sich Luft machen, glauben sie eine Großthat verübt zu haben. Sie greifen selbst Lehrsätze der Kirche an, was doch gar nicht in ihren Wirkungskreis gehört und die sie selbst weder kennen noch verstehen, was jeden Katholiken tief kränken muß. Einige gehen mit Rücksichtslosigkeit gleich den französischen Con-

*) Wird keine Ehre aufheben.

**) Der Geist des Unglaubens herrscht dort.

***) Man offerirt in die Länge und Breite seine frivole Weisheit.

ventsmännern gegen den Klerus zu Felde, vergessen aber dabei, daß sie gegen ihr eigenes Interesse handeln."

Noch bezeichnender und klarer spricht er sich in einem Briefe vom 5. Dezember 1846 aus: „Die Lumperei, als Vortrab der höllischen Gewalt, gewinnt bei uns immer mehr Boden; die Blindheit von Oben ist im bedauerlichen Zunehmen. Ich wünsche es gewiß nicht, was ich kommen sehe, aber es kommt doch. Ungarn wird eine furchtbare Blutsühnung, ein rechtes Blutbad durchmachen müssen, und wer weiß, ob es auch dann noch besser wird! Auf unsern Herrgott und die Kirche hält man gar nichts; desto mehr auf den Geldbeutel. Wer den Leuten die Wahrheit sagt, ist ein Narr. — Oesterreich wird es schon noch sehen, was es an denen hat, auf die es am Meisten vertraut." In einem andern Briefe von demselben Jahre beklagt er sich auch über einen Theil des Klerus: „Das Sursum corda will nicht recht voran beim Klerus, schreibt er, und die Domini episcopi (Herrn Bischöfe) wollen gern als Dominantes in clero (Herrscher) auftreten und das thut nicht gut, macht Erbitterung und mindert die Liebe gewaltig."

Die Prophezeihungen des Fürsten gingen im Jahre 1848 alle in Erfüllung. Er selbst, körperlich und geistig leidend, fand sich veranlaßt, in jenem stürmischen Jahre Ungarn und Großwardein zu verlassen, um im Tyrol die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu erwarten. Er legte das Generalvicariat nieder und würde auch seinen übrigen kirchlichen Würden entsagt haben, wenn der Erzherzog Ludwig ihn nicht davon abgehalten hätte. Das Ende der Stürme, welche den Kaiserstaat aus seinen Fugen hoben und dem Untergange nahe brachten, erlebte er noch, nicht

mehr aber die Befreiung der Kirche Oesterreichs vom Schaden Josephs, der Bevormundung und Knechtung. Gehofft hatte er sie mit seinem Freunde, Friedrich Hurter, ehemaligem Antistes in Schaffhausen, welcher im Jahre 1844 convertirt hatte und seitdem in Wien lebte, wo er sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigte. Dieser hatte nämlich drei Tage vor dem Ausbruch der Märzrevolution in Wien an von Hohenlohe geschrieben: „Das Zusammenbrechen der wurmstichig gewordenen Throne wird unvermeidlich Manches und Manchen mit sich in den Schutt reißen, aber aus demselben könnte sich noch das einzige Element, welches unverwüstliche Lebenskraft in sich trägt, wieder zum Lichte emporringen und dieselbe allgemach wieder durch das Uebriggebliebene verbreiten — die Kirche. Wird aber die Freiheit, in die jetzt die Völker hineingepeitscht werden, eine wahre, dann muß sie zunächst der Kirche zu gut kommen; dann wird sie in dem Durchgangspunkte durch die Kirche geläutert und veredelt erst zum Gut für die Menschheit werden."

Seine seelsorgerliche Thätigkeit zu Großwardein.

Von Hohenlohe war in Großwardein neben Besorung der Geschäfte, welche ihm seine Würde auflegte, auch in der Pastoration thätig. Er predigte hier oft und wurde sehr gerne gehört. Seine Predigten machten allgemein einen tiefen Eindruck. Am 25. Februar 1838 hatte er z. B. über das Verhalten des Christen bei den Belustigungen der Welt geredet. Nach der Predigt sagte eine Bürgersfrau zu ihm: „Gott segne den Herrn für seine treffliche Predigt und wolle ihm die Gnade verleihen, noch nach fünfzig Jahren mit solchem Eifer wie heute predigen zu können.“ Wie sie mochten noch viele Andere denken. Den Fürsten erfreute diese Aeußerung, er sah, daß er wenigstens nicht vergeblich geredet habe, was der Prediger in unsern Tagen leider oft wahrnehmen muß.

Unter seinen Zuhörern fand sich sehr regelmäßig auch eine vornehme Dame, die Gemahlin eines Feldmarschallieutenants, welcher mehrere Jahre zu Großwardein wohnte, ein und folgte dem Inhalte seiner Vorträge sehr aufmerksam. Da sie Protestantin war, fiel dies dem Fürsten auf, doch glaubte er, die Neugierde, einen Mann zu hören,

von dem man so viel redete, führe sie in das Gotteshaus. Wie angenehm wurde er enttäuscht, als dieselbe im Jahre 1840 sich eines Tages vor ihm erklärte, daß sie in die katholische Kirche übertreten wolle.

Auch Kranke besuchte er und unterstützte solche, die arm waren, aus seinem Einkommen, das freilich bald erschöpft war, da es nur 4000 fl. Conventionsmünze betrug. Zu seinem Bedauern fand er unter dem Volke zu Großwardein keinen tiefen Glauben. „Hier unter diesen Ungläubigen, schrieb er am 8. Juni 1838 in sein Tagebuch, fast von Keinem verstanden, bin ich auf mich angewiesen, hier blüht mir keine Glaubensblume, um sie zu pflücken.“ Daß er aber Heilungen durch den Glauben auch in Großwardein vornahm, bestätigt ein von ihm selbst erzählter Fall. Am 8. Juni 1838 kam, nach seinen Berichten, ein Posamentirer aus Hamburg und bettelte ihn an. Auf die Frage Hohenlohe's, warum er nicht arbeite, entgegnete er: Der liebe Gott hat mir die Arbeit eingestellt. Sehen Sie meine verkrümmte, steife, linke Hand, die ich nicht rühren kann. Doch, weil es Gott geschickt, kann er mir es auch wieder nehmen. Nie verlasse ich meinen Gott und bete täglich zur göttlichen Mutter, die mich nicht verlassen wird. Von Hohenlohe nahm ihn nun auf sein Zimmer und fragte ihn, ob er gesund werden wolle? Er entgegnete: „Ja, E. H., wer wollte das nicht, aber wie halt Gott will.“ Nun belehrte ihn der Fürst und betete mit ihm. Plötzlich krachte das Gelenke der verkrümmten Hand und mit dem Schrei: O mein Gott, ich kann ja meine Hand wieder gebrauchen! fiel er nieder. Dann rief er: Herr, sind Sie Jesus Christus

oder sein Diener? Ich bin ein Priester, erwiderte der Fürst, ein Sünder, aber die Gabe, die der Herr mir verliehen, gebrauche ich bei euch armen Elenden, die ihr noch einen festen Glauben habt und hie und da hilft dann der liebe Gott. Gehe, mache keinen Lärm, danke Gott im Stillen und arbeite mit der wieder gesunden Hand zu Pesth bei dem Weib und den Kindern.

Seine Reisen.

Alexander von Hohenlohe pflegte während seines Aufenthalts in Großwardein jedes Jahr eine Reise nach Wien zu machen und seine Verwandten und Freunde daselbst zu besuchen. So kam er auch im Herbste 1836 dahin. Während seines Aufenthalts daselbst starb (am 16. November) seine liebe Mutter. Er stand an ihrem Sterbebette und erwies ihr die letzten Liebesdienste. Nach erfolgtem Tode beerdigte er sie. Er hielt am Grabe eine Rede und sprach am Schlusse derselben: „Hochwürdigster Seelsorger dieser Pfarrgemeinde, lassen Sie auch mir eine Ruhestätte neben der Gruft der theuren Mutter bereiten. Böslau's Kirchhof sei von nun an ein vielbedeutender Markstein für dies vielleicht noch kurze Leben; er erinnert mich an jenen Spruch: Bis hieher und nicht weiter für dieses Leben.“ In Böslau hatte nämlich der Graf von Fries, sein Schwager, ein Landgut und seine Familie verweilte öfter daselbst. Es liegt dieser Ort nahe bei der unterösterreichischen Stadt Baden. Der Tod der guten Mutter schlug seinem liebenden Kindesherzen eine tiefe Wunde, er zog sich fortan immer mehr zurück von der

Welt und beschäftigte sich ernsthafter mit der Zukunft. „Mit dem Tode meiner lieben Mutter, schreibt er, ist mein noch vor mir liegendes Leben vereinsamt worden; denn wahre Anhänglichkeit ist in unserer egoistischen Zeit schwer zu finden. Ich will nun meinen Weg ruhig wandeln und Gutes thun, wo Gott mir Gelegenheit sendet; um alles Andere will ich mich wenig bekümmern, ich will nichts suchen, Jedem gerne aus dem Wege gehen und so in Ruhe abwarten, bis mich der Herr von hinnen ruft." Uebrigens behielt er sein von Natur mildes, liebreiches, gemüthliches Betragen auch jetzt noch gegen Jedermann bei und war im Verkehr mit Freunden heiter.

Im Herbste des Jahres 1842 mußte er auf Anrathen der Aerzte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise in Gebirgsgegenden machen. Sein Herz zog ihn schon seit seiner Jugend nach Oberöstreich und Salzburg. Dort weilt ein gemüthlicher, frommer und in Unschuld fröhlicher Menschenschlag, den von Hohenlohe sehr lieb hatte. Das saftige schöne Grün der Thäler, die freundlichen Seen, umgeben von himmelhohen Bergen, die bei dem Auf- und Untergang der Sonne so herrliche Farbenbilder zeigen, sprachen von Hohenlohe, der ein für Naturschönheiten sehr empfängliches Herz hatte, sehr an. Der berühmteste Badeort in den Bergen Oberöstreichs und Salzburgs ist Ischl, woselbst die hohe kaiserliche Familie öfters einige Zeit verweilt. Dieses freundlich gelegene Städtchen ersah sich auch von Hohenlohe, um dort seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Er weilte einige Zeit im Bade Ischl und machte von dort mehrere Ausflüge. Er bestieg, soviel aus seinen Worten zu entnehmen ist, den nicht weit entfernten Schaf-

berg, von dem aus man zwölf Seen zu gleicher Zeit übersehen kann, unter denen einige mehrere Meilen im Umfange haben und zu Zeiten von Stürmen aufgewühlt Wogen treiben. Von Hohenlohe fand in Ischl herrliche Badeinrichtungen, sehr comfortable Wohnungen, schöne Anstalten für Krankenverpflegung, Industrieschulen u. dgl., aber auch, daß mit dem stärkern Zuströmen der Badgäste die Sittlichkeit, die Geldliebe und der Luxus, sowie die Freiheit im Betragen des weiblichen Geschlechtes zugenommen hatte. In Salzburg, wohin er sich von Ischl begab, gefiel es ihm in dieser Beziehung besser. Es war damals Friedrich von Schwarzenberg, sein vertrauter Freund, noch Erzbischof daselbst und im Domkapitel befanden sich gleichfalls Geistliche, welche er wegen ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit schätzte.

Von Salzburg ging er durch das Salzkammergut nach Oberöstreich und Linz, wo der rüstige, kirchlich sehr gut gesinnte und fromme Bischof Gregor Thomas Ziegler, ein alter und bewährter Freund von ihm und viele Jahre eine Säule der östreichischen Kirche, lebte. Auf dem Wege sprach er, so oft es thunlich war, in den Gotteshäusern zu und betete dort das hl. Sakrament an. Das Linzer Domkapitel gewann seine Hochachtung in nicht geringerem Grade als das Salzburger. Und daß, wo die Vorsteher der Kirche musterhaft sind, auch der Clerus und mit ihm das Volk pflichtgetreu wandelt und wie Gott, was Gottes, so dem Kaiser, was des Kaiser ist, geben, haben die Jahre 1848 und 49 bewiesen, wo die beiden Diözesen Linz und Salzburg eine alles Lob verdienende Haltung zeigten.

Die letzte Reise von Hohenlohe's wurde durch den Ausbruch der ungarischen Revolution im Jahre 1848 ver-

anlaßt. Er begab sich dießmal nach Insbruck. Hier in dem lieblichen Innthale, am Fuße hoher Berge, in der gar freundlichen Hauptstadt Tyrols, von der aus das nahe Hall und das Schloß Ambras, wo Ferdinand mit der schönen Philippine Welser geweilt hatte und gegen Süden der mit jungem Nadelholz bewachsene Berg Isel, auf dem die Tyroler 1809 wiederholt für die Freiheit und den Kaiser siegreich stritten, sich dem Auge zeigen, fand er einen Aufenthalt nach seinem Herzen. Die Landsleute Andreas Hofers, des Sandwirths aus dem Passeyerthale, mit ihrer Gemüthstiefe, ihrer Offenheit und Geradheit, im ganzen ein noch naturwüchsiges, kräftiges Bergvolk, hatten schon vorher seine Liebe und Bewunderung besessen; der Aufenthalt unter ihnen erhöhte sie. Er, der Mann des Glaubens, welcher durch den Glauben vielen Elenden geholfen hatte, traf ja in diesem Gebirgslande einen Glauben so fest wie die Berge desselben. Er, der Mann des Gebets, sah hier wahrhaft von Herzen beten und fand die Kirchen stets mit Andächtigen gefüllt.

Kaum war die Ankunft von Hohenlohe's in Insbruck bekannt geworden, als er von Hülfesuchenden aus allen Gegenden Tyrols sowie aus Bayern und Schwaben überlaufen wurde. Er gab Jedem von ihnen ein Bild als Andenken, und fand nachher, daß er 18,000 solche Heiligenbilder verschenkt hatte. War ihm dieses starke Zuströmen von Besuchenden einerseits lästig, weil seine ohnehin zerrüttete Gesundheit dadurch, daß er so vielen Personen Audienz geben mußte, sehr angegriffen wurde, so erbaute ihn doch das gute Volk anderseits sehr und er vernahm von demselben oft rührende Aeußerungen. So hatte er

einmal sehr ermüdet die Leute gebeten, ihn zu verlassen, damit er sich etwas erholen könnte und bemerkt, man könnte diesen Zulauf übel deuten. Ein Bauer aus Dux entgegnete darauf, indem er ihm vertraut auf die Schultern klopfte: „Der Herr Bischof kennt ja die Worte: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich, so müssens jetzt schon die Beschwerde auf sich nehmen und geduldig tragen.“ Ein anderer sagte ihm mit Thränen in den Augen: „Herr, meine Sünden reuen mich vom Grunde meines Herzens, o daß Gottes Gnade mir wieder werde, um sein Kind zu sein, mein ewiges Heil zu sichern. Nur den Willen Gottes möchte ich erfüllen, damit ich ein besserer Christ werde. Meine körperlichen Leiden will ich gern tragen, damit ich dadurch zum Theil meine Sünden abbüße.“

Sein Tod.

Im Jahre 1849, nachdem der Friede in allen Ländern der östreichischen Monarchie wieder hergestellt war, kehrte Alexander von Hohenlohe nach Wien zurück. Er war krank. Seine äußeren Gesichtszüge hatten zwar ihre blühende Farbe nicht verloren, aber sein Körper war gebeugt und sein Athemholen keuchend. Seine Geschwister waren ihm schon alle in die Ewigkeit vorausgegangen bis auf eine Schwester. Zwei Brüder waren auf dem Schlachtfelde gefallen, als er noch ein Knabe war. Sein ältester Bruder Friedrich Carl, welcher die Herrschaft Kupferzell übernommen hatte, war 1843 und sein zweiter Bruder, Franz Joseph, welchem Schillingsfürst zu Theil geworden war, schon 1841 in ein besseres Leben hinübergegangen; die Schwestern hatten theils schon seit mehreren Jahren, theils vor kürzerer Zeit das gleiche Loos erfahren. Im Jahre 1849 sollte er, das jüngste unter den Geschwistern, nach Gottes weisem Plane ihnen in ein besseres Vaterland nachfolgen. Er selbst zwar glaubte, als er in Wien eingetroffen war, sein Tod sei noch nicht nahe und zeigte im Umgange seine frühere Heiterkeit. Darum war er aber zum Sterben doch recht gut vorbereitet. Er hatte dem Tod am Krankenbette oft ins Gesicht geblickt und war mit ihm vertraut geworden. Oft hatte er auch

mit Andern von diesem letzten Kampf, den der Mensch zu streiten hat, geredet. Zu einem Freunde in Wien hatte er noch wenige Wochen vor seinem Ende gesagt: „Es ist doch eine Schmach, eine rechte Demüthigung für den Menschen, so da liegen zu müssen und wenn Jemand herumsteht, diesem ein Gegenstand des Bedauerns, vielleicht auch des Eckels zu sein, und sich nicht rühren zu können — ich habe das recht oft gesehen und es war mir immer von Nutzen.“

Von Wien begab er sich nach dem Städtchen Baden. Von dort kam er nur noch einmal in die Hauptstadt; damals ahnte er es, daß sein Tod herannahe, wie aus den Worten hervorgeht, mit denen er die Einladung zu einem Besuche in Baden an einen lieben Freund schloß: „Sie müssen aber gewiß kommen, sprach er nemlich, ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber kommen Sie nicht zu spät!“ Er speiste mit mehreren Verwandten zusammen, redete aber wenig, da ihn das Sprechen sehr hart ankam, auch sah sein Angesicht leidend aus.

Nach Baden zurückgekommen, erkrankte er bedenklich. Man brachte ihn darum nach Vöslau in das Schloß des Grafen Fries, seines Neffen*), den er immer sehr lieb gehabt hatte.

Das letzte Mal hatte er am Allerseelentage die Kirche (zu Gainfahren, wohin Vöslau eingepfarrt war,) besucht, aber nicht mehr vermocht, die priesterlichen Gewänder anzulegen, daher sich damit begnügen müssen, dem hl. Opfer

---

*) Er war damals noch Protestant, ist aber bald darauf in die katholische Kirche übergetreten und macht ihr durch seinen warmen, lebendigen Glauben Ehre.

beizuwohnen. Die Brustwassersucht war die Krankheit, welche ihn aufs Krankenbett warf; die Aerzte und Jedermann sagten den baldigen Tod Hohenlohe's voraus. Er selbst wußte wohl, wie es mit ihm stehe und empfing mit großer Ergebung am 11. November die hl. Sterbsakramente bei vollem Gebrauche seiner Geisteskräfte. Seine Nichte, die Gräfin Rewiczky, tröstete ihn mit den Worten: „Es ist nur ein Fieber und wird bald besser werden," worauf er entgegnete: „Ja, ja, ein Fieber in die Ewigkeit." Nachher konnte er nicht mehr reden, schien aber Alles wahrzunehmen, was um ihn vorging. Sein Zustand verschlimmerte sich am folgenden Montag und Dienstag, den 12. und 13. November, sichtlich und am 14., Morgens 1 Uhr, trat der Todeskampf ein, welchem er eine halbe Stunde später erlag. Es waren nebst mehreren Verwandten seine Freunde, der Titular-Bischof und Kanonikus von Großwardein Szanislos und Professor Brunner aus Wien gegenwärtig. Die hl. Sterbsakramente hatte ihm der Franziskaner-Provinzial P. Peter gespendet.

Am 17. November, Morgens 9 Uhr, fand sein Leichenbegängniß Statt. Der genannte Bischof Franz Szanislos segnete den Leichnam ein. Auch der Kardinal Friedrich von Schwarzenberg erschien bei Abhaltung des Leichengottesdienstes und brachte in der Pfarrkirche zu Gainfahren das hl. Opfer dar.

Sein Leichnam wurde, wie er 1836 vorausgesagt hatte, in der Familiengruft des Grafen Fries zu Böslau beigesetzt und erwartet neben der sterblichen Hülle der lieben Mutter den Auferstehungstag.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Leben des Georg Michael Wittmann, Bischof von Regensburg.

Leben des Alexander von Hohenlohe, Bischof von Sardika.

Werfer, Albert,

Leben des Georg Michael Wittmann, Bischofs von Regensburg [und des Alexander von Hohenlohe, Bischofs von Sardika]

Schaffhausen 1856